

# Geschichte der Pharmazie

Bibl. d. TU.  
Braunschweig

**DAZ-Beilage**

## Redaktion

Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke

ISSN0939-334X

Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

2/3

## Émile Coué und sein Heilsystem der autosuggestiven Selbstmeisterung

### Anleitung zum Optimismus

Von Klaus Mayer, Mainz, und Dominique Notter, Nancy

Psychotherapie begann sich in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gegen vielerlei Vorbehalte als wissenschaftlicher Gegenstand und als Behandlungsprinzip durchzusetzen. Zu den frühen Verfechtern seelischer Heilverfahren und den Vorläufern einer modernen psychosomatischen Medizin gehörte mit Émile Coué (1857–1926) auch ein Apotheker, dessen Methode der „Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion“ in den zwanziger Jahren eine Modewelle ungekannten Ausmaßes auslöste. Obwohl als Lientherapeut und populärer Vereinfacher eingestuft, zwang die Verbreitung seines Verfahrens zu einer Diskussion, die über die zeitgenössische Publikumspresse hinaus weit in die „akademische Welt“ hineinwirkte. Neuauflagen von Coués Schriften und „Rehabilitationsversuche“ lassen auf ein wiedererwachtes Interesse an seiner Methode schließen.

### Optimismus und Gesundheit

Die Geschichte der Heilkunde ist zugleich auch Geschichte der Wunderheilungen, und das Bedürfnis nach solchen Wundern vermag Auskunft über kollektive Befindlichkeiten einer Epoche zu geben. Émile Coué, der in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg ungewöhnliche Popularität erlangte, galt nicht wenigen seiner Zeitgenossen als Thaumaturg, als Wunderheiler; in der Presse las man vom „Wundermann aus Nancy“. Diesem Eindruck versuchte Coué stets entgegenzuwirken. Der Schlüssel zur Heilung liege in jedem einzelnen selbst. Für sich reklamierte er lediglich die

Rolle des Lehrers, der Heilzuversicht vermittelt. Nicht Wunderheilung, sondern Verbreitung von Optimismus, auf daß es den Menschen „von Tag zu Tag besser“ gehe, war sein erklärtes Anliegen. In seinem Werk und in Aufsätzen von Mitstreitern ist Optimismus ein Leitmotiv, und zwecks „Anleitung zum Glücklichein“ wurden sogar Suggestionsschallplatten herausgebracht (1).

Neuerdings beginnt der bislang als vorwissenschaftlich erachtete Heilfaktor „Optimismus“ Gewicht in der Gesundheitspsychologie zu gewinnen.

Im Gegensatz zum Alltagsbegriff ist der wissenschaftliche Begriff Optimismus ein Konstrukt (eine theo-

## Editorial

### Willkommen in Paris!

Der diesjährige Internationale Kongreß für Geschichte der Pharmazie findet vom 25. bis 29. September 1995 in Paris unter der Schirmherrschaft der Société d'Histoire de la Pharmacie statt. Eines der Hauptthemen dieses Kongresses wird die Geschichte der Krankenhauspharmazie darstellen, ein Thema, das im deutschsprachigen Raum erst in jüngerer Zeit Beachtung fand. Während die Erforschung der Geschichte der Krankenhauspharmazie in Frankreich und vor allem Spanien bereits weit fortgeschritten ist, muß im deutschsprachigen Raum zunächst historiographische Kärnerarbeit geleistet werden: Das Erforschen von Archiven (soweit überliefert), Zusammentragen von Abbildungsmaterial (häufig nur noch im Privatbesitz zu finden) und gegebenenfalls die Methode der „oral history“, um zu erfahren, wie es in den Krankenhausapotheken zur Mitte unseres Jahrhunderts zugeht. Alles in allem sicherlich ein reizvolles Thema für die deutsche Pharmaziegeschichte.

Voneinander zu lernen, einander Wissen weiterzugeben und das so gewonnene neue Wissen zu vernetzen, das ist die Aufgabe der europäischen Pharmaziegeschichtsschreibung. Und doch ist es unendlich mühselig, die vielen Einzelergebnisse zusammenzufassen und dabei das Rad nicht aufs neue zu erfinden. Umfänglichere Studien zu einem Komplex wie der Pharmaziegeschichte können wohl heute nur noch von mehreren Autoren gemeinsam bewältigt werden – zu weit ist bereits jetzt das bibliographische Feld.

Rechtzeitig zum Kongreß in Paris werden die „Akten“ des Heidelberger Internationalen Kongresses für Geschichte der Pharmazie vorgelegt. Auch bei diesem Werk handelt es sich wie bei vielen anderen Kongreßberichten um einen Sammelband, einem Steinbruch gleich, aus dem jeder diejenigen Stücke schlägt, die er für seinen pharmaziehistorischen Hausbau gut verwenden kann. Auch wenn es sich bei diesen Studien um Einzelergebnisse handelt, so sind sie doch zum Weitergang der Forschung oft unentbehrlich.

Ich hoffe, daß Paris als Metropole der französischen Wissenschaft, auch der französischen Wissenschaftsgeschichte, viele Pharmaziehistoriker anlocken wird. Und auch wenn der eine oder andere wissenschaftlich nicht das zu finden vermag, was er sich erhofft hat, so bleibt doch die Feststellung: Paris ist immer eine Reise wert!

W.-D. Müller-Jahncke



retische Begriffskonstruktion): Psychologen haben zusammengetragen, welche Zusammenhänge Menschen zwischen ihrem Handeln und dem angestrebten Handlungsergebnis wahrnehmen. Als Persönlichkeitsmerkmal „Optimismus“ wird eine Tendenz zu Ergebniseinschätzungen (outcome expectancies) bezeichnet, die sich bei Auftreten von Schwierigkeiten als förderlich für die individuelle Zielerreichung erweisen. Zur Messung dieses Persönlichkeitskonstrukts wurde von den Autoren Scheier und Carver ein Persönlichkeitstest entwickelt. Entsprechend diesem Konzept zeigten vor einer Bypass-Operation stehende Patienten mit hohen Optimismuswerten postoperativ eine raschere Genesung und auch späterhin ein angemesseneres Bewältigungsverhalten (coping) als die „Pessimisten“ (2).

„Wenn der Arzt dem Kranken nach der Untersuchung ein Rezept ausstellt und es ohne begleitende Anweisung übergibt, werden die verordneten Medikamente kaum viel bewirken können. Erklärt man aber seinen Patienten, unter welchen Bedingungen dieses oder jenes Medikament einzunehmen ist und welche Wirkungen zu erwarten sind, so werden diese angekündigten Wirkungen fast untrüglich eintreten.“ (É. Coué: Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion [27])

Einen andersartigen Zugang zum Thema „Optimismus“ weist der aus Österreich stammende Kommunikationstheoretiker Paul Watzlawick, der in Kalifornien lehrt und als Vertreter der sog. Palo-Alto-Gruppe gilt. Deren Richtung läßt sich mit dem Schlagwort „Konstruktivismus“ kennzeichnen. Die Auffassung, daß optimistische Einstellung unter bestimmten Bedingungen über den Mechanismus sich selbst erfüllender Prophezeiungen wirklichkeitskonstruierende Macht habe, ist charakteristisch für die von Watzlawick vertretenen Thesen, und interessant ist, daß in seinen Schriften die Couésche Methode als Beispiel für die Wirkung positiver Voraussagen erwähnt wird. So eher beiläufig im Aufsatz



Abb. 1: Émile Coué

„Sich selbst erfüllende Prophezeiungen“ (3). Als durchaus beherzenswert herausgestellt wird die Methode dagegen in Watzlawicks Kultbuch „Anleitung zum Unglücklichsein“, das freilich „gegen den Strich“ gelesen werden muß (4). Vergessen ist der Apotheker Coué demnach nicht, und dies rechtfertigt einen Blick auf seine Biographie.

### Ein Apotheker „Erster Klasse“

Aus der Zusammenschau verfügbarer Quellen, z. B. (5–10), läßt sich folgender Lebenslauf rekonstruieren: Geboren wurde Émile Coué 1857 in Troyes (Champagne). Die Meinungen über seinen familiären Hintergrund gehen etwas auseinander. Fest steht, daß er als Sohn eines Subaltern-Eisenbahnbeamten in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwuchs. Ob die Familie einem alten bretonischen Adelsgeschlecht entstammte, wie dies verschiedentlich behauptet wurde (11, 12), scheint eher in den Bereich der Legendenbildung zu gehören. Nach A. Cuvelier, einem Nancyer Nervenarzt, der in den fünfziger Jahren über das Thema Coué promovierte und heute dessen Vermächtnis

pflegt, hat die ihm noch persönlich bekannte Frau des Apothekers eine solche Abstammung verneint (13).

Die Jugend im ostfranzösischen Eisenbahnmilieu brachte für Coué Umzüge und Unterbrechungen der Schulzeit mit sich, die er trotz solcher Widrigkeiten mit dem „baccalauréat“ (Abitur) beendete. Seiner Neigung nach hätte er gerne Chemie studiert. Da dies ohne entsprechenden finanziellen Hintergrund wenig aussichtsreich erschien, entschloß er sich für etwas, das nach Meinung seines Vaters als „eine Art nutzbringender Chemie“ gelten konnte: den Apothekerberuf. 1876 nahm Coué in Troyes eine Stelle für das damals vorgeschriebene dreijährige Apothekenpraktikum an. Anschließend besuchte er in Paris die höhere Apothekerschule. Auch wenn das Studium damals noch nicht voll akademisiert war (die Institute erhielten erst 1920 den Status von Fakultäten), so wurde dennoch eine umfangreiche Ausbildung geboten, die sogar einen klinischen Abschnitt umfassen konnte. Nach einem Vorbereitungs-jahr und dem Hauptstudium qualifizierte sich Coué für ein „Internats-jahr“ am Pariser Hôpital Necker. Sein Studium beendete er 1882 als einer der Jahrgangsbesten mit dem Diplom als „Apotheker Erster Klasse“. Im darauffolgenden Jahr trat er als Teilhaber in die Apotheke Chominot in Troyes ein, die er dann später ganz übernehmen konnte.

### Placeboeffekt und Einbildungskraft

Émile Coué erwies sich als erfolgreicher Apotheker und guter Beobachter. In seiner Offizin stellte er bald fest, daß harmlose Medikamente Wirkungen haben konnten, die sich physiologisch nicht erklären ließen. Ein anderer Faktor mußte im Spiel sein. Coué nannte ihn Imagination oder Einbildungskraft. Damit entdeckte er intuitiv das, was heute als Placeboeffekt bezeichnet wird – die psychologische Seite der Arzneimittelwirkung, deren Vermittlung über die zwischen-



menschliche Kommunikation erfolgt. Erstaunt konstatierte er hierzu: „Es sind meine Worte, die die Waagschale zur Heilung hin neigen lassen; ich ‚suggestioniere‘ meine Klienten.“ Da Coué stets Praktiker war, verwundert es nicht, daß er seine Erkenntnisse in die Tat umzusetzen versuchte.

### Hypnotismus und Suggestion – die „Alte Schule von Nancy“

Die therapeutischen Ambitionen mußten den Apotheker folgerichtig fort von der Pharmazie führen. Über seine aus Nancy stammende Frau suchte er Kontakte zu der damals als Zentrum der Hypnose- und Suggestionstherapie bekannten Hauptstadt Lothringens zu knüpfen. Die führenden Vertreter der nachmalig sogenannten „Ersten“ oder „Alten“ Schule von Nancy waren Hippolyte-Marie Bernheim, Professor für Innere Medizin und theoretischer Kopf der Bewegung, sowie Auguste-Ambroise Liébeault (14).

Liébeault, zunächst eher ein Außenseiter, der als Landarzt und Hypnotiseur vor den Toren Nancys praktizierte, war der eigentliche Anreger der Nancyer Schule (15). Von ihm übernahm Bernheim die Technik und die grundlegenden Anschauungen, die er dann zur Suggestionstheorie der Hypnose präzisierte. Sein Standardwerk wurde von Sigmund Freud (1856–1939), der sich im Jahre 1889 in Nancy in der Hypnosetechnik weiterbildete, unter dem Titel „Die Suggestion und ihre Heilwirkungen“ ins Deutsche übertragen (16). Suggestion und Hypnose wurden in der Schule von Nancy als näherungsweise äquivalente Begriffe verstanden, und prinzipiell galt jeder Mensch als hypnotisierbar. Mit dieser Auffassung brach Bernheim, wohl nicht ohne Kalkül, eine heftige Fehde gegen die Pariser Schule der Salpêtrière vom Zaun. Deren Exponent, der damals weltberühmte Neurologe Jean Martin Charcot, sah in der Hypnose ein Symptom der Hysterie und damit vor allem ein pa-

thologisches Geschehen. Heute ist weitgehend anerkannt, daß Bernheims Vorstellungen der Vorrang gebührt. Für ihn persönlich war es dennoch nicht mehr als ein Pyrrhus-Sieg, da das wissenschaftliche Interesse an diesen Phänomenen bald nachließ und erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder einen Aufschwung erlebte (17).

Die Begegnung mit Liébeault im Jahre 1885 entschied über den weiteren Lebensweg von Coué. Der kleine Landarzt, der die Lothringer Bauern und einfachen Leute unentgeltlich behandelte – jedenfalls dann, wenn sie seine Hypnosetherapie akzeptierten – wurde zum Mentor des kleinen Apothekers, der in Nancy Fuß zu fassen versuchte, um sich dort weiterzubilden und selbst zu praktizieren. Dazu mußte er seine Apotheke einem Verwalter übergeben.

### Von der Offizinpharmazie zur Psychotherapie

Coué belegte ab 1896 Medizinkurse an der Universität Nancy und einen Fernkurs zu 20 Lektionen bei einem Institut in New York, dessen Leiter, X. la Motte Sage, dem „New Thought“ (Neugeistbewegung) nahestand. Der New Thought kann

als „Derivat“ der von Mary Baker Eddy in Boston gegründeten „Heilsekte“ Christian Science (Christliche Wissenschaft) betrachtet werden (18–20). Weniger dogmatisch als Mary Baker-Eddys Lehre, griff der New Thought auf einen gemeinsamen Vorläufer, den Amerikaner Phineas Pankhurst Quimby, zurück, der zunächst als Mesmerist (Heilmagnetiseur) mit einem hellseherischen Medium in den Neuenglandstaaten umherzog, und später ein vergleichsweise pragmatisches mentales Heilsystem entwickelte. Mit der Idee des mentalen Heilens war die Voraussetzung für eine positive Aufnahme der Suggestionstherapie der Nancyer Schule gegeben. Als weitere, im Ideenkonglomerat des New Thought wirksame Komponente ist der Transzendentalismus des amerikanischen Essayisten und Philosophen Ralph Waldo Emerson zu nennen, in dessen Werk pantheistische bzw. pansychistische Züge („Allgeist“, „Allseele“) aufscheinen (21).

Da sich der Verwalter in Troyes als unfähig erwies, sah sich Coué nach einigen Jahren zur Rückkehr gezwungen. Er konnte nun zeigen, was er in Nancy gelernt hatte: Die Apotheke Coué-Chominot wurde in „Pharmacie rationelle de l'Aube“ umbenannt und veränderte ihren Charakter – in eine Art



Abb. 2: Eine Kollektivsitzung bei Émile Coué in Nancy.



Mischung aus Apotheke, Heilpraxis und Volkshochschule. Neben konventioneller Offizinpharmazie und Placebothherapie wurden Vorträge und kostenlose therapeutische Kollektivsitzungen veranstaltet.

Bald darauf trat Coué auch in der Öffentlichkeit hervor: zunächst mit Vorträgen in Troyes, danach in weiteren Städten Frankreichs. In den psychischen Heilmethoden suchte er sich auch weiterhin fortzubilden. So hospitierte er häufig in Paris bei E. Bérillon, einem Nervenarzt und Psychotherapeuten, der in der Zeit des beginnenden Niederganges der großen Hypnoseschulen zeitweilig eine führende Rolle unter den französischen Hypnosetherapeuten einnahm. Wichtiger noch für die Entwicklung seiner eigenen Methode waren die Beobachtungen, die er in seiner Offizin anstellte, und die er wie Fallstudien akribisch in roten Kladden festhielt.

### Begegnung mit Charles Baudouin

Um 1910 bildeten seine Auffassungen ein geschlossenes Ganzes, so daß man von einer Methode Coué sprechen konnte. Im gleichen Jahr verkaufte er seine Apotheke und ließ sich nunmehr endgültig in Nancy nieder. Die Menschen aus der Umgebung strömten bald zu ihm hin und drängten sich in seinen öffentlichen Vorträgen. Zur lokalen Berühmtheit wurde er nicht nur wegen seiner kostenlosen therapeutischen Sitzungen, sondern auch wegen seines sozialen Engagements. Gelder aus Spenden und Einkünfte aus der Vortragstätigkeit stellte er für Arbeitersiedlungen und ähnliche Projekte (im Kriege auch für die Verletzten und Gefangenen) zur Verfügung. 1913 gründete er die „Lothringische Gesellschaft für angewandte Psychologie“, die vom selben Jahr an bis 1940 eine Zeitschrift, das „Bulletin de la Société Lorraine de Psychologie appliquée“, herausgab und der bekannte Persönlichkeiten angehörten, darunter auch auswärtige Mitglieder, die teilweise dem Hoch-

adel entstammten. Nach Eckart Köhler, der 1968 eine medizinische Dissertation über Coué verfaßte, wurde durch diese zu Übertreibungen neigenden Herren der Sache mitunter mehr geschadet als genutzt (22).

Wahrscheinlich wäre es beim lokalen Ruhm geblieben, hätte nicht 1913 Charles Baudouin, ein junger Akademiker, der am Collège de France in Paris studiert hatte und zu dessen Lehrern der Philosoph Henri Bergson und der renommierte Psychologe und Charcot-Schüler Pierre Janet gehörten, Coués Bekannntschaft gesucht. Baudouin, der sich für Coué und seine Methode begeisterte, nahm wenig später eine wissenschaftliche Laufbahn am Genfer Institut J. J. Rousseau auf. Es gelang ihm, die Professoren seines Instituts für den Suggestionstherapeuten aus Nancy zu interessieren und ihm eine Einladung für einen Vortrag zu vermitteln. Die Veranstaltung wurde trotz einer gewissen Reserviertheit des Genfer Auditoriums ein Erfolg.

Zum großen internationalen Durchbruch kam es aber erst, als Baudouin 1920 eine Dissertation unter dem Titel „Suggestion et Autosuggestion“ veröffentlichte, die sogleich ins Englische übersetzt wurde (23). In ihrem psychologischen Teil anspruchsvoll gehalten und auch heute noch recht gut zu lesen, erweist sie sich in ihren medizinischen Fallbeispielen als eher unkritisch und fragwürdig.

Warum die Dissertation, die als eine akademische Ausarbeitung von Coués Ideen betrachtet werden kann und nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt war, jenseits des Kanals „Sensation machte“, ist heute schwer nachvollziehbar. Eine Deutungsmöglichkeit wäre: Die Thesen zur Suggestion und Autosuggestion stellen eine Entmystifizierung der damals gerade in England populären spiritistischen, okkultistischen und pseudoreligiösen Heilslehren dar, die auf Dauer enttäuschen mußten. Auf jeden Fall wurde Coué auf einen Schlag bekannt, und Baudouins Londoner Verlag schickte einen Mitarbeiter nach Nancy, der für eine populäre Darstellung Material sammelte, die dann unter

dem Titel „The Practice of Autosuggestion by the Method of Émile Coué“ in England und Amerika erschien (24).

### Aufstieg und Fall des Couéismus

Es folgten Reisen nach England, stürmische Empfänge in Universitätsstädten, Gründungen von Coué-Instituten. Zu den Bewunderern zählten der Erste Lord der Admiralität, der Mitglied der Société Lorraine wurde, und sogar die Königsfamilie. So heißt es, der kleine Apotheker habe das Stottern des späteren Königs George VI behandelt. Selbst ein Zwischenfall bei einer Sitzung – der Ausbruch einer um sich greifenden Massenhysterie, bei der die Klienten wie wild um sich schlugen – tat seinem Ansehen in England keinen Abbruch.

Eine Folge seiner neuen Popularität war die immer umfangreicher werdende Praxistätigkeit. Man pilgerte nach Nancy, und so brauchte es nicht verwundern, daß in den USA ein Buch mit dem Titel „My Pilgrimage to Nancy“ (Meine Pilgerfahrt nach Nancy) erschien. Die Welle des Couéismus – ein Wort, das 1921 in England geprägt wurde – erreichte auch die Vereinigten Staaten, die Coué im Januar 1923 und im darauffolgenden Jahr bereitete.

In den USA, in denen optimistische Einstellung auch in gesundheitlichen Belangen fast zum „Nationalcharakter“ gehört, war der Erfolg überwältigend, doch fehlte es andererseits nicht an kritischen Begleittönen (25). Coué absolvierte wahre Mammutprogramme. Bei der zweiten Reise besuchte er 31 Städte, hielt überall Vorträge, und seine Anhängerschaft reichte bis zu allerersten Adressen der Businesswelt.

Die negativen Begleiterscheinungen der Couéschen Popularität zeigten sich in den USA besonders deutlich: Rummel, Geschäftemacherei von unseriösen Adepten und der Versuch, die „Methode Coué“ als Rezept für geschäftlichen Erfolg zu propagieren. Émile



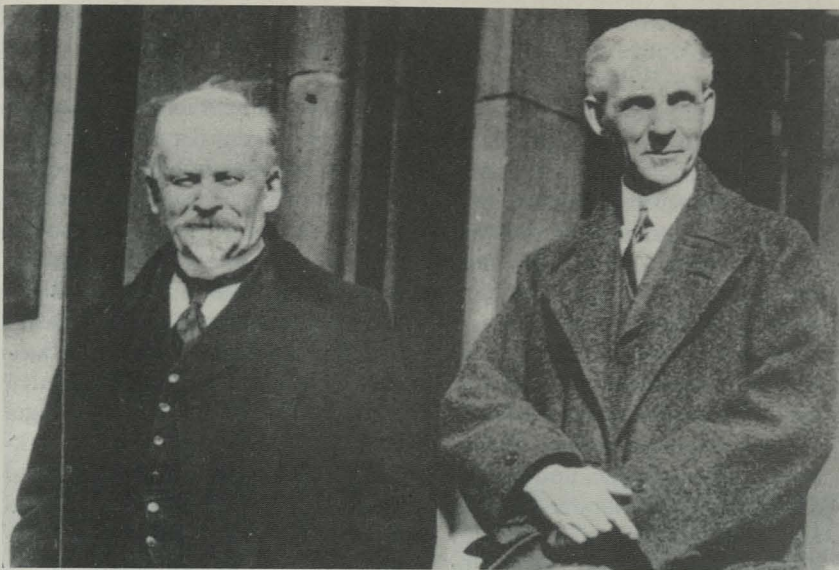


Abb. 3: Erfolg in Amerika. Coué und Henry Ford.

Coué, der die Einnahmen aus seinen Vorträgen den Coué-Vereinigungen zur Verfügung stellte, wurde dennoch der Geschäftemacherei beschuldigt. Zu Unrecht. Dies galt aber nicht für seine Umgebung. Der Vorwurf unverständlicher Nachsicht oder der Naivität in diesen Dingen, der auch von Wohlmeinenden wie Baudouin allmählich erhoben wurde, war jedoch berechtigt. Eine weitere Gefahr lag in Versuchen einer Vereinnahmung durch „esoterische Kreise“, die Tourneen steuerten und zu denen die kritische Distanz fehlte. Nach Baudouin drohte der Couéismus die Ideen Coués zu erschlagen (26). Ziele von Émile Coués ausgedehnten Vortragsreisen in Europa waren unter anderem Belgien, Holland, Italien, Dänemark, Schweden, Österreich sowie die Schweiz, für deren alemannischen Teil er eine besondere Vorliebe entwickelte. 1925 hielt er Vorträge in Karlsruhe und Stuttgart. Eine große Deutschlandreise, die für das folgende Jahr geplant war, kam nicht mehr zustande. Im Laufe des Jahres 1925 mehrten sich Anzeichen gesundheitlicher Erschöpfung, auf die er jedoch, getrieben von seiner Sache, keine Rücksicht nahm. Am 2. Juli 1926 starb Émile Coué in seinem Haus in Nancy an einer Lungenentzündung. Wie von Kritikern bereits vorausgesehen, überlebte der Couéismus

(verstanden als Massenerscheinung) den Tod von Coué nicht. Der rasche Niedergang zeigte, wie sehr die Methode an die charismatische Persönlichkeit ihres Begründers gebunden war. Hinzu kam, daß die Frage der Nachfolge nicht geregelt war und selbsternannte „Erben“ um die geschäftliche Ausbeutung des guten Namens stritten. Nach Abklingen der Modewelle, die in Teilen der Schweiz fast den Charakter einer Psychose trug, mußte sich daher erweisen, was von Coués Ideen Bestand hatte. Nach einem Überblick über die Methode der bewußten Autosuggestion soll dieser Frage im Urteil von Zeitgenossen und der Nachwelt nachgegangen werden.

### Grundlagen der Methode Coué

Die Methode Coué ist ein mentales Heil- und Selbstbeeinflussungsverfahren, das gleich dem in Deutschland verbreiteten Autogenen Training und dem derzeit am „Psychomarkt“ florierenden Neurolinguistischen Programmieren (NLP) von der Hypnosetherapie abgeleitet ist. Niedergelegt hat Coué seine Methode in Form des kleinen Buches „Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion“ (27). Es basiert in seinen entschei-

denden Teilen auf der nahezu unveränderten schriftlichen Fassung seiner Vorträge, die erstmals 1912 als Broschüre unter dem Titel „De la Suggestion et de ses Applications“ (Die Suggestion und ihre Anwendungen) erschienen ist (28). Die „Selbstbemeisterung“ ist in über 20 Sprachen, darunter selbst Esperanto, übersetzt worden. Die später erschienene Schrift „Was ich sage“ kann als eine Variante der „Selbstbemeisterung“ angesehen werden (29).

Zum besseren Verständnis der Couéschen Methode sei zunächst auf den Begriff Suggestion eingegangen. Eine neuere Definition stammt von dem Epidemiologen und Sozialmediziner Manfred Pflanz. Danach ist Suggestion ein nicht weiter reduzierbarer Prozeß. Er besteht in der Beeinflussung des Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns eines Menschen unter Umgehung seiner rationalen Persönlichkeitsanteile auf der Grundlage emotionaler Resonanz (30). Mit der Hypnose, in der man nichts weiter als eine abgesenkte oder eingeeengte Bewußtseinslage zu sehen braucht, ist der Suggestionbegriff insoweit gekoppelt, als Suggestionen einerseits zur Einleitung eines hypnotischen Zustandes verwendet werden, andererseits weil der Mensch in diesem Zustand als besonders empfänglich für Suggestionen gilt. Eine Diskussion des Begriffs der Suggestion in der medizinischen Geschichtsschreibung, die ausdrücklich auch auf Coué Bezug nimmt, findet sich bei H. Schott (31).

Nach einer um die Jahrhundertwende verbreiteten Auffassung ist das Unterbewußtsein oder das Unbewußte (ein Begriff, der heute vorrangig im Zusammenhang mit der Tiefenpsychologie gebraucht wird) der Ort, in den Suggestionen „eingepflanzt“ werden, oder über den sie sich verwirklichen. In Anlehnung an Vorstellungen aus dem Umfeld der Psychoanalyse könnte man sagen, das Unterbewußtsein sei zur somatischen Seite hin „offen“, so daß über Suggestionen das Vegetativum und Körperfunktionen erreicht werden können. Coués Methode der bewußten Autosuggestion knüpft an dieses Ver-



ständnis des Begriffs „Unterbewußtsein“ an. Die ihr zugrunde liegenden Anschauungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Im Zustand der Entspannung oder leicht abgesenkter Bewußtseinslage ist der Mensch besonders empfänglich für Suggestionen. Die Erzeugung tieferer Grade der Hypnose und ein betont gebieterisches Verhalten, wie von Coués Vorgängern oft praktiziert, ängstigt und weckt Widerstände.
- Voraussetzung für das Wirksamwerden einer Suggestion ist, daß ihr Inhalt vom betroffenen Individuum akzeptiert und verinnerlicht wird. Die von einem Suggestor ausgehende Fremd- oder Heterosuggestion muß somit zu einer Autosuggestion werden, um ihre Wirkung zu entfalten; jede Suggestion ist letztlich Autosuggestion. Dies ist die Kernthese der Nachfolger von Liébeault und Bernheim, die unter der Bezeichnung „Zweite“ oder „Neue Schule von Nancy“ zitiert werden. Coué ist nicht der erste, der diese Autosuggestionshypothese vertritt, aber durch ihn wird sie besonders bekannt.
- „Schlechte“ Suggestionen oder genauer: Autosuggestionen können Fehlhaltungen und Krankheiten erzeugen. Zum Beispiel psychische Krankheiten wie die damals häufigen Hysterien und Organneurosen (hysterische Lähmungen, psychogene Taubheit, Tics, Kriegszittern). Wenn nun falsche Vorstellungen dem Unterbewußtsein eingepflanzt werden und so einen Krankheitsprozeß in Gang setzen oder aufrecht erhalten, dann kann auch umgekehrt durch positive „Ein-Bildungen“ – so Coués Auffassung – ein Heilprozeß eingeleitet werden. Das Unterbewußtsein finde dafür selbsttätig Mittel und Wege.
- Unterbewußtsein und Einbildungskraft (beide Begriffe werden von Coué weitgehend synonym gebraucht) sind lenkbar. Das Mittel dazu ist die Autosuggestion. Sie ist damit das Gegenstück zum Willen, der im Dienste der Verwirklichung der über das Bewußtsein erreichbaren Ziele steht. Dementsprechend läßt

sich das Unterbewußtsein nicht mit der zu Coués Zeiten häufig gepredigten „Willensgymnastik“ beeinflussen. Nach den Ausführungen in der „Selbstbemeisterung“ gilt vielmehr: „Die Ausübung der Autosuggestion muß ohne jede Einmischung des Willens erfolgen.“ Und: „Je mehr wir etwas tun wollen mit dem Hintergedanken, daß wir es nicht tun können, desto mehr tun wir das Gegenteil vom Gewollten.“ Coué sah darin ein Gesetz, das er folgendermaßen formulierte: „Wenn Wille und Einbildungskraft miteinander in Konflikt geraten, dann siegt die Einbildungskraft.“ Mit Baudouin spricht man vom „Gesetz der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung“ (*loi de l'effort converti*).

### Praxis der bewußten Autosuggestion

Coué wußte seine Erkenntnisse in Gruppensitzungen geschickt umzusetzen. Zunächst wandte er sich kurz an jeden einzelnen, fragte nach Krankheiten, stellte Hoffnung auf Heilung in Aussicht oder fand zumindest Worte, die solche Hoffnungen nicht verbauten. Die Anwesenden wurden somit eingestimmt, sie fühlten sich angenommen. Da regelmäßig Klienten dabei waren, die bereits an mehreren Sitzungen teilgenommen hatten, auf dem Weg der Besserung waren und Positives zu berichten hatten, wirkte dies zusätzlich verstärkend. Danach begann Coué mit praktischen Übungen, den Suggestibilitätstests, die kraft seiner Persönlichkeit und die in sie gesetzten Erwartungen bei den meisten Klienten positiv ausfielen. Durch diese Versuche und entsprechende Erklärungen gelang es ihm, die Anwesenden von der Macht der Einbildungskraft zu überzeugen.

Nach dieser Vorphase erfolgte die eigentliche Suggestionsbehandlung. Die Teilnehmer wurden gebeten, die Augen zu schließen, damit ihre Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werde. Coué begann dann mit sanft-monotoner, einwiegender Stimme eine Art Gesundheitspre-

digt, bei der das gute Funktionieren jedes einzelnen Organs in Aussicht gestellt wurde. Er selbst dürfte den Sinn dieses Vorgehens vorrangig in der Erzeugung eines Entspannungszustandes oder eines hypnoseartigen Zustandes gesehen haben, um die Klienten aufnahmebereit für die an sie zu erteilenden Sondersuggestionen zu machen.

Nach den Sondersuggestionen wurden die Klienten in den aufmerksamen Wachzustand zurückgerufen und mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß sie selbst das Werkzeug für ihre Heilung in der Hand haben. Dieses Mittel ist die damals sprichwörtlich gewordene Couéformel „Es geht mir, mit jedem Tag, in jeder Hinsicht, immer besser und besser.“

### Echo und Kritik

Mit der Modewelle des Couéismus wurde Émile Coué zu einer Persönlichkeit des öffentlichen Interesses, deren Wirken ein lebhaftes publizistisches Echo nach sich zog. In der deutschsprachigen Tagespresse fanden sich Einschätzungen, die von überschwenglichem Lob bis zu vernichtender Kritik reichten, und oft genug war Coués Popularität nur der Aufhänger für Polemiken unterschiedlichster Art – etwa gegen preußisch-deutschen Drill (32) oder gegen den „Erbfeind“ Frankreich (33). Ein unter dem Titel „Kant, der Vorläufer Coués?“ in der Zeitschrift „Umschau“ veröffentlichter Aufsatz erscheint auf den ersten Blick ebenfalls befremdlich (34). Hintergrund ist, daß Immanuel Kant (1724–1804), der zur Hypochondrie neigte, in seiner Schrift „Von der Macht des Gemüts durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“ über mentale Bewältigungstechniken berichtete, die durchaus Parallelen zum Couéschen Verfahren aufweisen (35). Zwiespältig war auch das Echo innerhalb der Pharmazie. In der zeitgenössischen deutschen Standespresse sind neben einer kurzen Notiz in der „Pharmazeutischen Zeitung“ zwei etwas ausführlichere



Beiträge nachzuweisen. Dem Exkollegen, der ohne Arzneimittel zu heilen wußte und schon deshalb nicht auf ungeteilte Zustimmung rechnen durfte, widmete die „Apotheker-Zeitung“ einen im ganzen anerkennenden Artikel (36). Dagegen ordnete die „Pharmazeutische Zentralhalle“ Coué mit einer gewissen Häme als Kurpfuscher ein. Die Kritik kulminierte in der Äußerung, daß es Schädlinge an der

Volksgesundheit in Deutschland schon genügend gebe (37). Die Verschränkungen zwischen Religion und Medizin, die damals wegen der kräftig sprudelnden Quelle von Lourdes und der Herausforderung durch „Christian Science“ von aktuellem Interesse waren, machen verständlich, daß Coué und sein Heilsystem auch Gegenstand theologischer Diskussion wurden. Populärwissenschaftlich und aus

protestantischer Sicht wird das Thema in einer Buchveröffentlichung von R. Remmy dargestellt (38). Eine kritische Auseinandersetzung vom katholischen Standpunkt aus findet sich in einer Arbeit des Trierer Theologen Lenz (39).

Die in gewisser Weise antimaterialistische Tendenz in Coués Lehre, in der das Geistige über das Körperliche siegt, übte auf einige Pariser Intellektuelle wie den wegen seiner späteren Nähe zum nationalsozialistischen Deutschland umstrittenen Literaten A. de Châteaubriant ebenso Anziehungskraft aus wie auf bestimmte deutsche (Mode-)philosophen. Hierzu zählten H. Graf Keyserling, dessen Darmstädter „Schule der Weisheit“ in den zwanziger Jahren ein für mystische Tendenzen offenes Diskussionsforum bot, sowie H. Driesch, der sich nach seinen bahnbrechenden entwicklungsbiologischen Arbeiten (Schnüruversuche am Seeigellei) der Philosophie zuwandte und einen Neovitalismus begründete (40, 41). Wie man sich vorstellen kann, fand Coués Methode in der medizinischen Fachwelt und in der akademischen Psychologie nicht durchweg Anerkennung. Etwas verallgemeinernd läßt sich sagen, daß Coué in den entsprechenden Kreisen Frankreichs zu Lebzeiten weitgehend eine „Unperson“ war. Von den namhaften Fachvertretern befaßte sich – auf Wunsch von Ch. Baudouin – nur P. Janet mit der Couéschen Methode. Er kam zum Schluß, daß in diesem Verfahren lediglich die Nutzung von Gemütsregung wirksam sei (thérapie d'excitation) (42, 43). In Deutschland setzte sich der naturheilkundlich orientierte Arzt Alfred Brauchle für Coué ein. Er gehörte später zu den führenden Vertretern der nationalsozialistisch geprägten „Neuen Deutschen Heilkunde“, was ihn aber nicht hinderte, weiter an Coué festzuhalten (44). Soweit ersichtlich war er der einzige, der die Methode auch klinisch auszuloten versuchte. Die Ergebnisse wurden Ende der zwanziger Jahre in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ niedergelegt (45). Nachhaltig und vorwiegend negativ bestimmt wurde die Rezeption der Coué-Methode in Deutschland

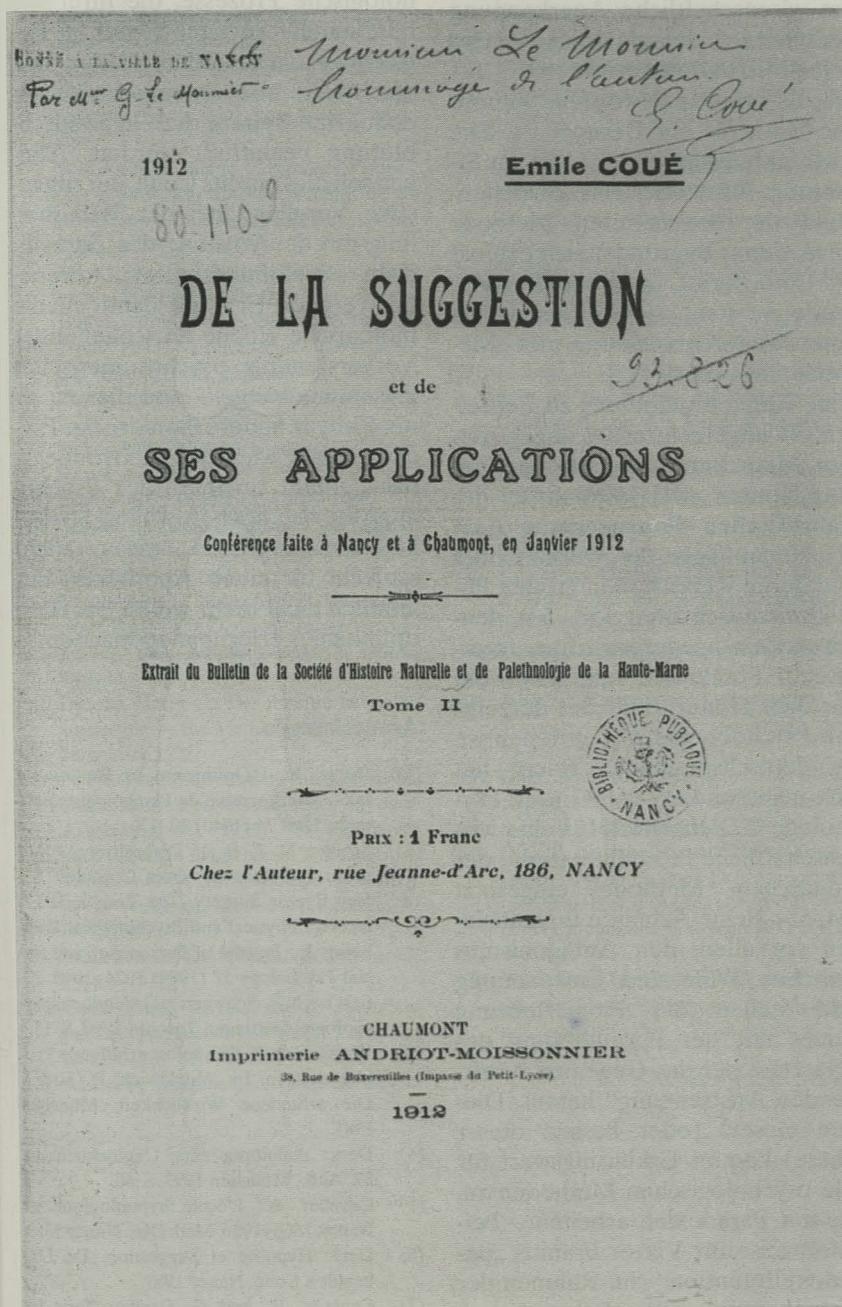


Abb. 4: Suggestion und Autosuggestion: Die erste gedruckte Fassung von Coués Vorträgen mit einer Widmung des Autors.  
Quelle: (Städtische Bibliothek, Nancy)



aus psychoanalytischer Sicht von Karl Abraham (46) und aus der Sicht somatisch orientierter Psychotherapeuten von J. H. Schultz, der mit dem Autogenen Training ein konkurrierendes Verfahren begründete (47). Haupteinwand beider Kritiker war letztlich fehlende Wissenschaftlichkeit, nicht aber fehlende Wirksamkeit der Methode; die mit ihrer Verbreitung einhergehende Popularisierung des Psychotherapie-Gedankens akzeptierte man dagegen gern als „positive Nebenwirkung“. [Weitere Aspekte der Rezeptionsgeschichte wurden in einer früheren Veröffentlichung eines der Autoren dargelegt (48)]. Ein wichtiger Kritikpunkt am „theoretischen Fundament“ der autosuggestiven Methode betrifft die fast allmächtige Rolle des Unterbewußtseins, das wie ein selbständiges Wesen gedacht wird. Darauf wurde bereits 1925 in einer in der „Klinischen Wochenschrift“ erschienenen Arbeit hingewiesen (49). Diesem Unterbewußtsein wird Zielstrebigkeit, Finalität zugeschrieben, es finde, so Coué, „mit überraschender List und Findigkeit stets Mittel zur Verwirklichung, sobald das Ziel feststeht“. Er betonte zwar, daß sich nur Dinge im Rahmen des Möglichen und Vernünftigen realisieren lassen, aber die Grenzen ließ er offen. Coué, der kaum einen Hilfesuchenden zurückwies, also nicht nur psychisch und funktionell Kranke, sondern auch Menschen mit manifesten organischen Leiden seiner Methode unterzog, handelte sich dadurch berechnete Kritik ein. Andererseits betonte er stets, daß er den Arzt ergänzen, aber nicht ersetzen wolle und machte seine Klienten auch schriftlich darauf aufmerksam. Wer aber eine Wunderheilung anstrebte, wird darüber hinweggesehen haben.

### Nachwirkungen

Trotz der rasch nachlassenden Bedeutung nach dem Tode ihres Begründers wirkt die Methode Coué auch heute noch weiter. So in der Gattung der „Lebenshilfeleratur“, vor allem bei den Autoren des

sogenannten „Positiven Denkens“, z. B. Dr. Joseph Murphy, vgl. (50), und in der psychotherapeutischen Praxis am Rande der Schulmedizin. Das von dem österreichischen Arzt E. Rauch verfaßte und ganz auf Coué fußende Selbsthilfebuch „Autosuggestion und Heilung“ (51) kann als heimlicher Bestseller des außerhalb des Hauptstroms der heutigen Psychotherapie weiterexistierenden Verfahrens betrachtet werden. Unverkennbare Verwandtschaft zur Couéschen Methode zeigen auch die modernen, um wissenschaftliche Anerkennung bemühten Imaginations- und Selbstinstruktionsverfahren, für die die populär gewordene Simon-ton-Methode ein Beispiel ist. Die Entwicklungslinie von Coué zu Simonton führt über das Zwischenglied der sogenannten Methode Silva, deren Begründer sich explizit auf Coué beruft. Die Simonton-Methode versteht sich ihrerseits als eine Weiterentwicklung der Methode Silva [nach (7)].

Eine Rehabilitation des zu Lebzeiten oft ungerechtfertigt angegriffenen Menschen Coué erfolgte unlängst durch zwei Journalisten der französischen Presseagentur AFP (7). Neuaufgaben der Werke Coués und deren Rezension in großen Publikumszeitschriften (52, 53) deuten auf ein wiedererwachtes Interesse in Frankreich hin, was wohl vor dem Hintergrund des derzeitigen Psychobooms zu beurteilen ist. Im deutschsprachigen Raum hat sich insbesondere der Grazer Psychologe G. Lebzelter für eine wissenschaftliche Rehabilitation der Couéschen Methode eingesetzt (54, 55). Seine Arbeiten thematisieren vor allem den Antagonismus zwischen Wille und Entspannung und stellen die Pionierleistung Coués mit der Formulierung des „Gesetzes der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung“ heraus. Diesem Gesetz (oder besser: dieser These) kommt Erklärungswert für alle psychologischen Methoden zu, die mit Paradoxien arbeiten – beispielsweise für Viktor Frankls „paradoxe Intention“ (im Rahmen der Logotherapie) oder die sogenannten „Symptomverschreibungen“ von Bateson, Watzlawick und anderen „Konstruktivisten“.

### „Der geheimnisvolle Sprung“

Abschließend sei die zentrale Frage, wie psychische Medikationen physiologische Wirkungen ausüben können – „der geheimnisvolle Sprung vom Seelischen ins Körperliche“, wie Freud es nannte, kurz angerissen. Als „Wege“, auf denen sich solche Prozesse realisieren, müssen vor allem psycho-neuroendokrine bzw. psycho-neuroimmunologische Prozesse, die ihrerseits miteinander verknüpft sind, in Betracht gezogen werden. So kann beispielsweise über das psycho-neuroendokrine System die Gefäßdurchblutung beeinflusst werden. Ähnlich sah dies bereits Coué, der suggestive Vorgänge bei der Wundheilung mit der Wirkung des „künstlichen Blutstillungsmittels Adrenalin“ verglich. Er zeigte damit ein die biologische Ebene einschließendes Vorverständnis psychosomatischer Zusammenhänge – und dies zu einer Zeit, da andere Pioniere der Psychosomatik wie etwa G. Groddeck, das „enfant terrible“ der Psychoanalyse, sich noch in wilden Spekulationen ergingen (56). Nicht schlecht für einen Apotheker, der letztlich nicht mehr wollte, als Heiloptimismus erlernbar zu machen.

### Anmerkungen

- (1) Fauvel, R.: L'Optimisme. In: Bulletin de la Société Lorraine de Psychologie appliquée. Heft 74 (1940) 10–13.
- (2) Scheier, M. F. et al.: Dispositional Optimism and Recovery from Coronary Artery Bypass Surgery: The Beneficial Effects on Physical and Psychological Well-being. In: Journal of Personality and Social Psychology 57 (1989) 1024–1040. Zitiert nach: R. Schwarzer: Gesundheitspsychologie. Göttingen-Toronto 1990, S. 15.
- (3) Watzlawick, P.: Sich selbst erfüllende Prophezeiungen. In: Watzlawick, P. (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit. München 1981.
- (4) Ders.: Anleitung zum Unglücklichsein. 37. Aufl., München 1993, S. 40.
- (5) Cuvelier, A.: L'école hypnologique de Nancy, 1866–1926. Med. Diss. Nancy 1953.
- (6) Ders.: Hypnose et Suggestion. De Liébeault à Coué. Nancy 1987.
- (7) Centassi, R. und G. Grellet: Tous les jours, de mieux en mieux. Émile Coué et sa méthode réhabilités. Paris 1990.
- (8) Brauchle, A.: Hypnose und Autosuggestion. 19. Aufl. Stuttgart 1987.



- (9) Ders.: Naturheilkunde in Lebensbildern. Leipzig 1937.
- (10) Barcs-Masson, M.L.: Les grands pharmaciens. Émile Coué. In: *Revue d'Histoire de la Pharmacie* 50 (1962) 365–371.
- (11) Châteaubriant, A. de: Émile Coué. In: *Bulletin de la Société Lorraine de Psychologie appliquée*. Heft 26 (1926).
- (12) Déguilly, J.: Champénois célèbres et méconnus. Il y a cent ans naissait Émile Coué. In: *La vie en Champagne* Nr. 48 (1957) 5–8.
- (13) Wie Anm. 5: Persönliche Mitteilung an die Autoren.
- (14) Barrucand, D.: *Histoire de l'hypnose en France*. Paris 1967.
- (15) Walser, H. H.: Ambroise-Auguste Liébeault (1823–1904), der Begründer der „École hypnologique de Nancy“. In: *Generus* 17 (1960) 145–162.
- (16) Bernheim, H.: *Die Suggestion und ihre Heilwirkungen*. Deutsche Ausgabe. Sigmund Freud. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1896.
- (17) Wie Anm. 5: Quand la province s'opposait à Paris. Un épisode féconde de la psychiatrie française. Frénésie, Hist. Psychiat. Psychanal. II, Nr. 8, S. 29–47.
- (18) Meyer, D.: *The Positive Thinkers. Religion as Pop Psychology from Mary Baker-Eddy to Oral Roberts*. New York 1980.
- (19) Fuller, R. C.: *Mesmerism and the American Cure of Souls*. Philadelphia 1982.
- (20) Zweig, Stefan: *Die Heilung durch den Geist*. Frankfurt 1983. Im Kapitel Mary Baker-Eddy wird auch auf Émile Coué Bezug genommen.
- (21) Emerson, R.W.: *Essays*. Zürich 1983.
- (22) Köhler, E.: *Émile Coué und seine Richter in Deutschland und Frankreich*. Med. Diss. Tübingen 1968.
- (23) Baudouin, C.: *Suggestion et autosuggestion*. Paris 1920. Deutsche Ausgabe: *Suggestion und Autosuggestion*. 3. Aufl., Dresden 1923.
- (24) Brooks, Harry C.: *The Practice of Autosuggestion by the Method of Émile Coué*. New York 1922.
- (25) N. N.: Current Comment: The Visit of M. Coué. *Journal of the American Medical Association* 80 (1923) 479–480; siehe auch: *Chicago Daily News: The Boy who Wonders why*. Nachgedruckt in *Journal of the American Medical Association* 80 (1923) 500.
- (26) Wie Anm. 23: *Der Couéismus*. Darmstadt 1926.
- (27) Coué, Émile: *La maîtrise de soi-même par l'autosuggestion consciente*. Paris: Renaudot 1989. Seit ca. 1921 erschienen verschiedene Ausgaben, so Nancy: Selbstverlag und Paris: Oliven. Deutsche Ausgabe: *Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion*. Basel und Stuttgart 1988.
- (28) Coué, Émile: *De la Suggestion et de ses Applications*. Nancy 1912; 2. Ausgabe Nancy 1919.
- (29) Ders.: *Ce que je dis*. Nancy 1925. Deutsche Ausgabe: *Was ich sage*. Auszug aus meinen Vorträgen. 7. Aufl. Basel und Stuttgart 1983.
- (30) Pflanz, M.: *Suggestion als zwischenmenschlicher Grundvollzug*. In: *Nervenarzt* 29 (1958) 71–74.
- (31) Schott, H.: *Die „Suggestion“ und ihre medizinhistorische Bedeutung*. Bausteine zur Medizingeschichte. Sudhoffs Archiv. Beiheft 24. Stuttgart 1984, S. 111–121.
- (32) Schumann, W.: Coué. In: *Die Weltbühne*. 22 (1926) 61–63.
- (33) Blankertz, T.: Coué als Wahlpatron. In: *Politische Wochenschrift* 4 (1928) 312.
- (34) Schmelling, K.: Kant, der Vorläufer von Coué? In: *Die Umschau* 31 (1926) 1006–1007.
- (35) Kant, Immanuel: *Von der Macht des Gemüts durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein*. Heidelberg 1924.
- (36) Wächter: Émile Coué. In: *Apotheker-Zeitung* 41 (1926) 746–747.
- (37) N. N.: Was ist Couéismus? In: *Pharmazeutische Zentralhalle* 66 (1925) 742–743.
- (38) Remmy, R.: Rätsel des Ichs. Von den Wundern der Suggestion, der Hypnose, des Couéismus und der Religion. Hamburg 1926.
- (39) Lenz, J.: Couéismus oder Selbstheilung und Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion. *Pastor bonus* (Trier) 38 (1927) 81–96.
- (40) Keyserling, Graf H.: *Reise durch die Zeit*. 2. Teil. Abenteuer der Seele. Darmstadt und Baden-Baden 1958, S. 104.
- (41) Driesch, H.: *Grundprobleme der Psychologie*. Leipzig 1926.
- (42) Janet, P.: *Rapport sur la Suggestion*. In: *Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie* 20 (1927) 5–22.
- (43) Ders.: *Note sur Émile Coué*. In: *Œuvre collective: Émile Coué. Sa méthode, son esprit, son influence*. Paris 1928.
- (44) Otto, E.: *Naturheilärzte im Nationalsozialismus. Das Dresdener Experiment: Naturheilmethoden sollten überprüft werden*. In: *Deutsches Ärzteblatt* 90 (1993) B-948–951.
- (45) Wie Anm. 8: *Drei Jahre Klinik und Poliklinik der Massensuggestion*. In: *Münchener medizinische Wochenschrift* 76 (1929) 1332–1335.
- (46) Abraham, K.: *Psychoanalytische Bemerkungen zu Coués Verfahren der Selbstbemeisterung*. In: *Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse* 12 (1926) 134–154. Nachdruck in: Karl Abraham: *Gesammelte Schriften*. Bd. 1. Frankfurt am Main 1982, S. 357–382.
- (47) Schultz, J. H.: *Psychotherapeutische Ratschläge für die Praxis*. 1. Wie ist die Behandlung nach Coué zu beurteilen und auszuführen? In: *Fortschritte der Therapie* 2 (1925) 41–43.
- (48) Mayer, K.: *Erziehung der Einbildungskraft: Émile Coué und sein Heilsystem der „Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion“*. In: *Zeitschrift für Medizinische Psychologie* 3 (1994) 82–89.
- (49) Birnbaum, C.: *Die Couésche psychische Heilmethode*. In: *Klinische Wochenschrift* 4 (1925) 1410–1412.
- (50) Murphy, J.: *Die Macht Ihres Unterbewußtseins*. 30. Aufl. Genf 1984.
- (51) Rauch, E.: *Autosuggestion und Heilung. Die innere Selbstmithilfe*. 5. Aufl. Heidelberg 1990.
- (52) Dutourd, J.: Coué: *Le discours de la méthode*. In: *Le Point* Nr. 874 (1989) 15.
- (53) Mauvoisin, N.: *Émile Coué: Le petit pharmacien réhabilité*. In: *Le Pèlerin* Nr. 5624 (1990) 18.
- (54) Lebzelter, G.: *Zur Theorie der Autosuggestion*. In: *Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Abt. I*. 189 (1980) S. 29–48.
- (55) Ders.: *Wille und Entspannung*. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 33 (1983) 48–55.
- (56) Will, H.: *Die Geburt der Psychosomatik. Georg Groddeck – der Mensch und Wissenschaftler*. München, Wien und Baltimore 1984.

## Quellenhinweis:

Die Abbildungen 1–3 wurden entnommen aus: Centassi, R. und G. Grellet: *Tous les jour, de mieux en mieux*. Paris 1990.

## Anschriften der Verfasser:

Dr. Klaus Mayer  
Institut für medizinische und pharmazeutische Prüfungsfragen  
Große Langgasse 8  
D-55116 Mainz  
(Korrespondenzadresse)

Dr. Dominique Notter  
Faculté des Sciences pharmaceutiques et biologiques  
5, rue Albert Lebrun  
F 54001 Nancy Cedex



# „Moly“ – der Zauberlauch der griechischen Mythologie

Von Heinrich P. Koch, Wien

Bei Homer erhält Odysseus das Kraut von Hermes: Es soll ihn vor dem Zauber der Kirke schützen. Von der Antike bis in die Neuzeit versuchte man das „Moly“ botanisch zu bestimmen. Theophrast, Dioskurides, Plinius d. Ä., Ovid, Vergil und andere antike Autoren berichten über das Wunderkraut. Die Väter der Botanik an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit hielten es für eine Lauchart, in ihren „Kreuterbuechern“ ist die Pflanze sogar mehrfach abgebildet. Carl von Linné benannte 1756 eine Lauchart *Allium moly* (1). Neuere Botaniker zweifeln an der Identität des letzteren mit dem antiken Moly, sie vermuten hinter diesem eher die Schwarze Nieswurz, *Helleborus niger*, oder das Nachtschattengewächs *Withania somnifera*. Auch die Alraune, *Mandragora officinarum*, die Gartenraute, *Ruta graveolens*, und die Steppenraute, *Peganum harmala*, sind in diesem Sinne im Gespräch. Neuerdings wird sogar die Vermutung laut, daß die Moly-Pflanze längst von den Menschen durch Raubbau ausgerottet worden ist – und zwar bereits im Altertum! Wie dem auch sei, bei allen Spekulationen über das mystische Zauberkraut war und ist bis zum heutigen Tage ein Hintergedanke mit im Spiel, nämlich sich die Heilwirkung der Pflanze selber zunutze zu machen. In dieser Arbeit wird anhand der historischen Berichte und der vorliegenden Untersuchungen einmal mehr der Frage nachgegangen: Ist das „Moly“ nur eine mythologische Erfindung oder kommt ihm Realität nach wissenschaftlichen Kriterien zu?

## Vorstellung des antiken „Moly“

Lassen wir einen berufenen Autor, nämlich Dioskurides, mit seinen eigenen Worten (in der mittelalterlichen Übersetzung) die Pflanze charakterisieren: „Das Kraut, Griechisch und zu Latein Moly genannt/hat Blätter dem Graß ähnlich/etwas weitauftiger über die Erde gespreyt/seine Blumen sindt den Violblumen gleich/aber kleiner und Milch Farbe/hat einen weissen Stengel/vier Elenbogen hoch/weder zu oberst etwas hat der Gestalt des Knoblauchs. Seine Wurtzel ist klein und rundt/welche fast kräftig ist die Beermutter zu eröffnen/wenn man sie stößt/mit der Violwurth salben zum Zäpfflin macht/unnd von unden appliciert.“\*

In der vorliegenden Ausgabe der Schrift des Dioskurides (2) ist die sagenhafte Arzneipflanze im Bild

dargestellt (Abb. 1). Obgleich die Zeichnung von einem Künstler des 15. Jahrhunderts stammt, fällt es schwer daran zu zweifeln, daß der antike Autor die Pflanze aus eigener Anschauung gekannt hat oder zumindest von ihrer Existenz überzeugt war. Wie die meisten Lauchgewächse hat auch das Moly einen wehenfördernden (oxytocischen) Effekt, also eine hormonartige Wirkung, was mit den modernen Erkenntnissen im Einklang steht (3). Woher rührt der Glaube der antiken Ärzte an dieses Zauberkraut? Dazu greifen wir zunächst auf Homer zurück, der über das Abenteuer des Odysseus mit der hexenhaften Kirke berichtet (4). Die Halbgöttin hatte die Begleiter des Helden in Schweine verwandelt, nur Odysseus selbst entging dem Zauber. Er hatte vom Gotte Hermes persönlich das Zauberkraut Moly erhalten, das ihn vor dem schrecklichen Schicksal bewahrte. Hören wir die betreffenden Verse (auf das Wesentliche gekürzt) in der deutschen Übersetzung von Gustav Schwab: „Auf dem Wege begegnete mir [dem Odysseus] ein

blühender Jüngling, mit dem holdesten Reiz der Jugend geschmückt, und streckte mir den goldenen Stab entgegen, an welchem ich Hermes, den Boten der Himmlischen erkannte... [dieser sprach]: Nun wohl, ich will dir ein Mittel an die Hand geben, dich zu bewahren. Wenn du dieses Heilkraut bei dir trägst – und mit diesen Worten grub er eine schwarze Wurzel mit milchweißer Blüte aus dem Boden und nannte sie mir Moly – so vermag ihr [der Kirke] Betrug nicht, dir zu schaden...“ [Anmerkungen durch den Verfasser] (5).

Die antiken Schriftsteller – soweit ihre Werke erhalten sind – waren offenbar überzeugt davon, daß das Zauberkraut Moly existiert. Theophrast, der große Botaniker des Altertums (6), beispielsweise sagt über die Pflanze: „Das Moly wächst in der Gegend von Pheneos [= Stadt in Arkadien] und am Kylene [= Gebirge im Peloponnes]. Es soll dem gleich sein, von dem Homer Erwähnung tut. Die Wurzel ist rund und zwiebelartig, die Blätter sind denen der Meerzwiebel ähnlich. Man benutzt sie gegen Gifte und magische Betrügereien“ (7 bis 10).

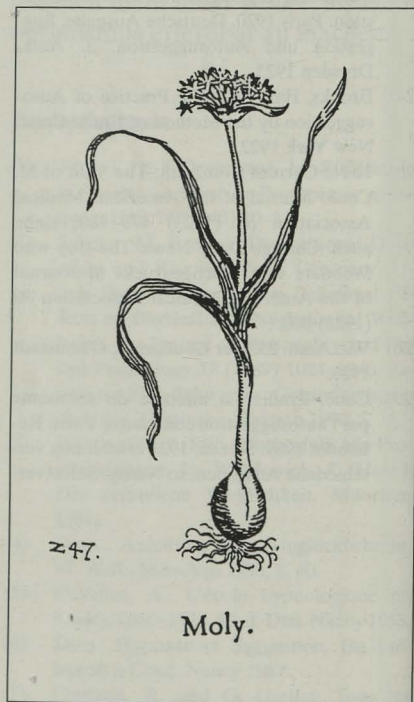


Abb. 1: Bild der Pflanze Moly in Dioskurides' „Kräuterbuch“, deutsche Ausgabe (1610).



Auch Plinius berichtet in seiner Naturgeschichte (11) ausführlich über sämtliche Laucharten und speziell über Moly folgendes: „Das berühmte Moly des Homer soll noch jetzt am Pheneus und zu Cyllene in Arkadien wachsen. Die griechischen Schriftsteller haben die Blüte der Pflanze gelb gemalt, Homer beschreibt sie aber als weiß. – Ich kenne einen Arzt, welcher ein tüchtiger Botaniker ist, und behauptet, das Moly komme auch in Italien vor; er wollte mir auch eine vor wenig Tagen in Kampanien gegrabne Wurzel, welche 30 Fuß lang und nicht einmal vollständig, sondern abgerissen wäre, schicken.“ [In der Übersetzung von Lenz] (12). Lenz weist jedoch darauf hin, daß Plinius nicht sagt, er habe die fabelhaft lange Wurzel wirklich gesehen. In bezug auf die Morphologie ist Plinius aber eindeutig: „... radice rotunda nigraque, magnitudine cepae, folio scillae, effodi autem difficulter. Graeci auctores florem ejus luteum pinxere, cum Homerus candidum scripserit.“ (11). Der Dichter Ovid, der ein bekannt gutes Gespür für jede „Story“, die beim Publikum ankommt, hatte, baut das Moly in seine Dichtung ein mit dem Vers (13):

„PACIFER HUIC FLOREM CYLLENIVS  
DEDERAT ALBUM;  
MOLY VOCANT SUPERI; NIGRA RADICE  
TENETUR.“

Frei übersetzt: „Weiß verlieh ihm die Blüte der Friedensgott von Cyllene, Moly heißen's die Hohen, schwarz ist die haftende Wurzel“. Berendes (7–9), der diese Stellen zitiert, setzt jedoch hinzu: „Es wäre eine Pedanterie, bei einem Dichter [Ovid], der Menschen- und Götterbezeichnungen angibt, Pflanzen botanisch bestimmen zu wollen.“ Bei Galenus, der sich auf Dioskurides beruft, heißt die Pflanze nicht Moly sondern „Mylen“ (7). Soweit die Berichte aus der griechisch-römischen Antike. Mit Recht sagt Heinrich Marzell: „Die berühmteste Zauberpflanze des klassischen Altertums ist das Kraut Moly“ des Homer (10). Er steht mit diesem Urteil nicht allein, denn schon in der Antike hat der römische Schriftsteller Apuleius das Gewächs als „clarissima herbarum“ apostrophiert (14).

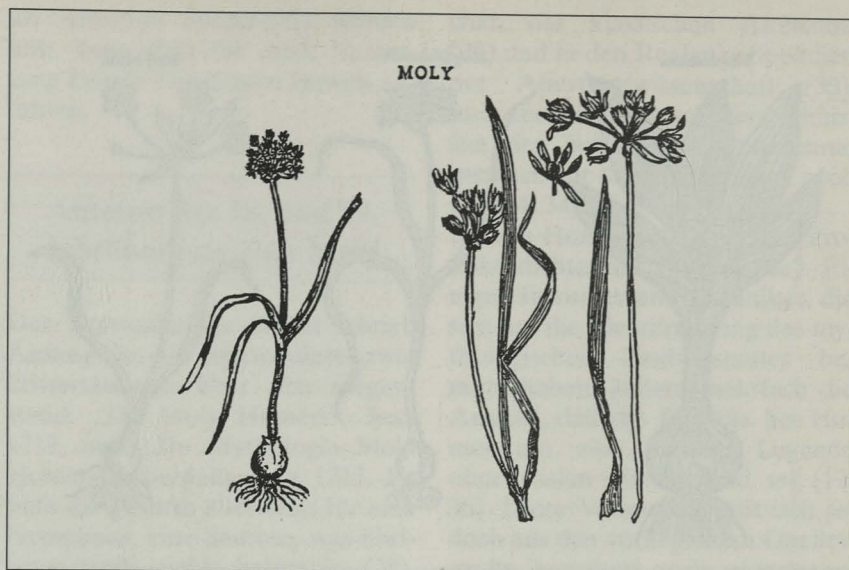


Abb. 2: Bild der Pflanze Moly aus dem „Kreutterbuch“ des Petrus Andreas Matthiolus (1626).

### Die „Väter der Botanik“ berichten über Moly

Neben den Klassikern des Altertums Hippokrates, Theophrast, Dioskurides und Galen, deren Werke immer wieder neu herausgegeben, übersetzt, bearbeitet und kommentiert wurden, hat sich an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, besonders in der Renaissance, eine neue Generation von Autoren, die sog. europäischen „Väter der Botanik“, etabliert und die zu ihrer Zeit bekannte Pflanzenwelt in ihren „Kräuterbüchern“ einem zunehmend interessierten Publikum präsentiert. Die Kompilatoren haben nicht nur die Pflanzen und ihre Wirkungen mit bewunderungswürdiger Akribie beschrieben, sondern ihre Werke auch mit vielen künstlerisch wertvollen Bildern ausgestattet. Diese Bücher waren außerordentlich beliebt, manche davon erlebten zahlreiche Neuauflagen und Nachdrucke, so etwa das Kräuterbuch von Leonhart Fuchs (15) nicht weniger als 60 Auflagen! Sehen wir uns anhand der vorliegenden Berichte an, was diese frühen Botaniker über das Moly zu sagen haben:

Im „Kreutterbuch“ des Matthiolus, das von Joachim Camerarius überarbeitet wurde (16), ist dem „Gewächs Moly“ ein eigenes Kapitel

gewidmet, und die Pflanze ist dort auch abgebildet (Abb. 2). Das gleiche Bild ist übrigens auch in Bechers „Parnassus medicinalis illustratus“ zu finden (17). Der Autor bemerkt dazu aber, Dioskurides hätte seinerzeit kein Moly zu finden gewußt, aber sein [des Matthiolus] Gewährsmann, Iacob Anton Cortuso, hätte ihm eine Pflanze geschickt, die mit dem (antiken) Moly übereinstimme; das Gewächs hätte nur etwas breitere Blätter als Gras, jedoch weiße Blüten, und seine „Wurzel“ gleiche jener des Knoblauchs, nach dem sie auch rieche. Offenbar hatte Matthiolus irgendeine Lauchart vor sich, deren wahre Identität sich heute natürlich nicht mehr feststellen läßt. Clusius (18) gibt neben dem „Moly Theophrasti“ und dem „Moly Dioscoridis“ noch eine Reihe weiterer Moly-Arten an, wobei die Bezeichnung „Moly“ wohl als Synonym für „Allium“ im modernen Sinne aufzufassen ist (Abb. 3 und 4). Die morphologische Beschreibung ist sehr ausführlich: Beim „Moly Theophrasti“ sind die Blüten weiß und die Zwiebel von einer schwarzen Hülle bedeckt, also ganz dem Moly Homers entsprechend. Unverkennbar ist die Zeichnung des „Moly Dioscoridis“ bei Clusius mit der bei Dioskurides (2) aufscheinenden Abbildung identisch, wenn auch seitenverkehrt. Das gleiche Bild fin-



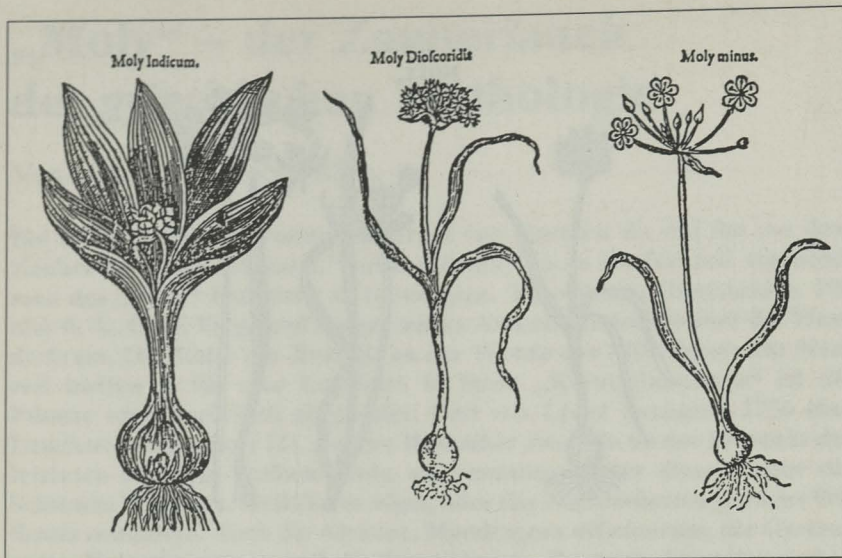


Abb. 3: Drei Moly-Pflanzen aus der „Geschichte der seltenen Pflanzen“ von Carolus Clusius (1576).

det man übrigens auch bei Lobelius (19), hier allerdings mit dem Zusatz „Moly Dioscoridis putatum“ [vermeintlich] versehen. Auch Dodonaeus (20) kennt das Moly in zwei Varianten: das echte Moly des Plinius“ und das „Pseudo-Moly“ oder „Bastard-Moly“, und er bildet ebenfalls beide Pflanzen ab (Abb. 5). Als Anwendung werden hier die als Diuretikum und gynäkologische Indikationen genannt.

Eigenartigerweise beschreiben gerade die berühmtesten Verfasser von Kräuterbüchern, so etwa Hieronymus Bock („Tragus“) (21) und Adam Lonitzer („Lonicerus“) (22), ebenfalls diverse Lauchgewächse sehr genau, wobei sie sich eng an die antiken Autoren anlehnen, besonders an Theophrast und Dioskurides, sie berichten aber nichts über das Moly. Manche der kräuterkundigen Skribenten hegten offenbar doch Zweifel an der Existenz des homerischen Zauberkrautes und zogen es daher vor, dieses unerwähnt zu lassen. Hingegen registrieren Caesalpinus (23) und Tabernaemontanus (24) das Moly, sie verstehen darunter aber Rautengewächse und keine Lauchart (siehe später).

Wenngleich diese Übersicht mangels Verfügbarkeit sämtlicher Quellen nur lückenhaft sein kann, so können wir doch den Erkenntnisstand jener Epoche an einer zeitgenössischen Zusammenfassung

ganz genau ablesen: In Zedlers Universal-Lexikon (25) werden vier Moly-Arten aufgeführt und botanisch beschrieben. Wir geben hier den originalen Wortlaut auszugsweise wieder.

„Moly... ist ein zwiebelichtes Garten-Gewächse... in unseren Gärten sind sonderlich vier Arten davon bekannt:

1. Das **Indianische Moly**, Moly indicum Dod., Moly latifolium Indi-

cum C. B. Caucafon, Moly Indicum vocatum Lob.

2. Das **Moly mit Lilienblüten**, Allium latifolium liliflorum flore subrubente Tourn. J. R., Moly Theophrasti magnum J. B., Moly Homericum Ger. liliflorum Lob.: Dieses hat breite Blätter und eine röhrlische Blüthe fast wie die Lilien, die Wurtzel hat einen runden Kopff, aussen schwarz, inwendig weiß; es wird in Gärten erhalten, und blühet im Junio und Julio.

3. Das **Schmalblättrige Moly**, Moly Matth., Moly Dioscoridis Lob. Clus. angustifolium Dod., umbellatum angustifolium C. B., Allium angustifolium umbellatum flore albo Tourn. J. R. Hist: Von einigen wird es auch Moly Dioscoridis parvum genennet, dieses hat schmale Blätter, und ist die Zwiebel rund, so groß als Knoblauch, oder eine Hasel-Nuß, mit Häutgens überzogen, inwendig weiß, saftig und von einem unangenehmen Geschmack.

4. Das **Spanische oder Gelbe Moly**, Moly latifolium luteum Tourn., Moly latifolium luteum odore alliï primum C. B., Moly Botanicorum latifolium alliï odore J. B., Moly montanum latifolium flavo flore Clus.: Dieses hat breite Blätter, riechet wie Knoblauch, die

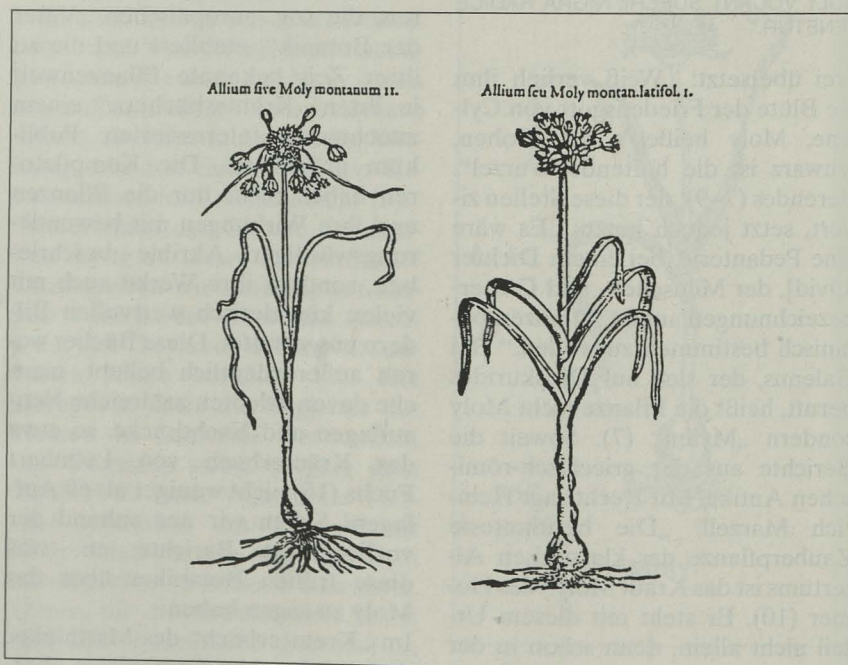


Abb. 4: Zwei Formen von „Moly montanum“ aus der „Geschichte der seltenen Pflanzen“ Carolus Clusius (1576).



Zwiebel ist rund, dieses wächst vor sich auf dem Pyrenäischen Gebürge, bey uns aber wird es in den Gärten erhalten...“ (25).

Zedler ist nicht sicher, ob es sich um verschiedene Arten handelt, denn er schreibt: „Was aber dieses Moly, so von Homero, Ovidio, Theophrasto und Plinio beschrieben wird, für ein Kraut sey, ist noch niemand bekannt, und ist dafür zu halten, daß es ein Poetisch gedachter Name sey...“ Weiter weist er darauf hin, daß „wo der Knoblauch-Moly einmal in einem Garten Platz findet, ist er hart zu vertreiben, darff also keiner sonderlichen Wartung.“

Wie man sieht, ist auch der Enzyklopädist im Zwiespalt: Einmal tippt er auf eine dichterische Erfindung, dann wieder stellt er, durchaus realistisch, fest, daß die besagte Pflanze ein hartnäckiges Unkraut ist. Diese Beschreibung könnte übrigens auf das heute weltweit verbreitete *Allium vineale* L. zutreffen, das ebenfalls in verschiedenen Kulturen persistiert und eigens mit Unkrautvertilgungsmaßnahmen bekämpft werden muß (27). Seidemann (27) übernimmt den Bericht Zedlers in einem Aufsatz und vertritt die Ansicht, das antike Moly könnte durch Raubbau schon

im Altertum ausgerottet worden sein, kann aber für diese Vermutung keinen handfesten Beweis anführen.

### Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts über Moly

Der Pharmakologe Wedel schrieb Anfang des 18. Jahrhunderts zwei Dissertationen über den Gegenstand: „De Moly Homeri“, Jena 1713, und „De Mythologia Moly Homeri“, ebenfalls Jena 1713. Er hielt die Pflanze allerdings für eine Nymphaea, eine Seerose, was übrigens durch nichts belegt ist (28). Eine weitere Dissertation über das „Hermeskraut Moly“ stammt von Gottfried Urban Siber aus Schneeberg in Sachsen (29), und eine umfangreiche Untersuchung über „Moly und die Kirke-Fabel“ veröffentlichte Triller in klassischem Latein (30). Von Sprengel (31) werden auch noch verschiedene andere Pflanzen, großteils *Allium*-Arten, unter dem Stichwort „Moly“ genannt.

Selbstverständlich findet man das Stichwort „Moly“ (mit Bezug auf die eine oder andere Species) in allen Handwörterbüchern der Spra-

chen des klassischen Altertums (32) und in den Realenzyklopädien der Altertumswissenschaft (33), und auch in neueren Verzeichnissen der botanischen Pflanzennamen scheint das Moly immer noch auf (14, 34, 35).

Ist also Homers Moly nur ein Produkt dichterischer Phantasie? Einige Historiker und Botaniker, die sich um die Identifizierung des mythologischen Zauberkrautes bemüht haben, äußern mehrfach die Ansicht, daß die Episode bei Homer nur eine fromme Legende ohne realen Hintergrund sei (12, 36). Diese Vermutung läßt sich jedoch aus den vorliegenden Quellen weder beweisen noch widerlegen, daher muß eine ernstzunehmende Forschung alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, also auch die reale Existenz des Moly.

Auf die erstgenannte Vermutung deutet der ausdrückliche Hinweis bei Homer, der sich auf die Tatsache, daß Hermes persönlich das Kraut aus der Erde zog, bezieht: „Menschen können es nicht gut graben, Göttern aber ist alles möglich“ (12). Dem wieder steht die Aussage von Plinius (11, 12, 36, 37) entgegen, der von einem Arzt erzählt, welcher ein tüchtiger Botaniker war, und versicherte, das Moly komme auch in Italien vor.

Berendes (7–9), der sich eingehend mit der Problematik beschäftigte, meint, daß „unter Moly kein konkreter Begriff zu verstehen sei, sondern daß derselbe ein allgemeiner dichterischer Ausdruck für ein Gegenmittel sei, abgeleitet von molyo, entkräften, abschwächen...“ Auch Körner (38) hält Homers Geschichte vom Zauberkraut der Kirke und dem pflanzlichen Antidot Moly für ein Märchen, und Radermacher (39) meint, daß das Moly „weiter nichts als eine besondere Form des Amuletts“ und die „Kirkepisode ein Hexenmärchen“ ist.

De Gubernatis (40) hat eine geistreiche Deutung anzubieten: Demnach hätten schon die Alten in der Legende vom Moly eine moralisierende Allegorie gesehen. Das Moly stehe bildhaft für die Wissenschaft. Die schwarze Wurzel bedeute, daß die Ursprünge immer im dunkeln blieben; andererseits symbolisiere

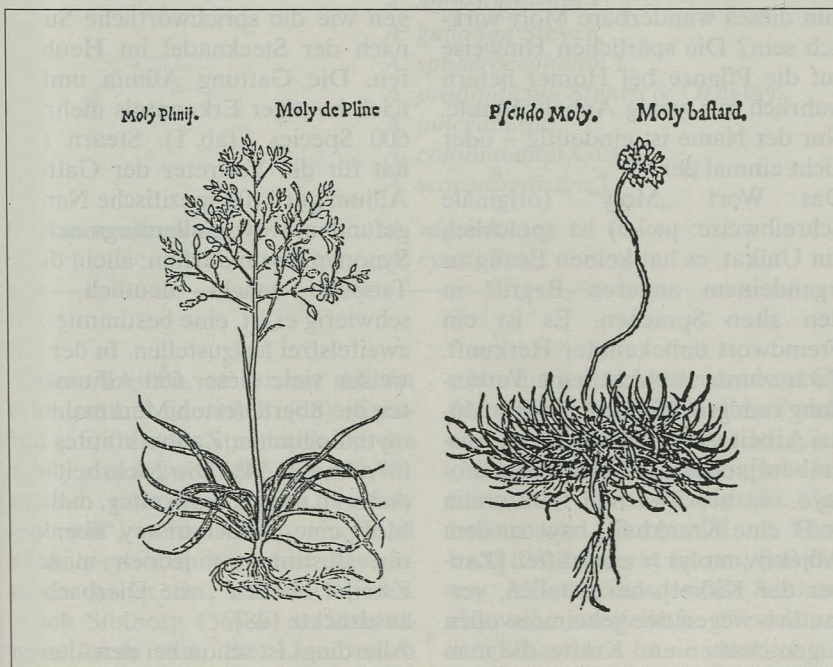


Abb. 5: Bilder des „Moly des Plinius“ (links) und des „Pseudo-Moly“ aus der „Historie des Plantes“ des Dodoneus (1557).



die weiße Blüte die Erleuchtung, nämlich durch die Erkenntnisse der Wissenschaft. Der göttliche Überbringer, Hermes, sei mit dem ägyptischen Gotte Thot gleichzusetzen, der den Menschen die Sprache schenkte und ihnen damit erst den Genuß von Kunst und Wissenschaft ermöglichte.

Wichtig erscheint die Deutung von Strübing (41): Er meint, daß das gegen die Zauberkünste verwendete Gegenmittel Moly (wörtlich) „nichts anderes als eine Abkochung von verschiedenen Kräutern sei, wobei Knoblauch [sic!] eine wichtige Rolle gespielt hat.“ Im übrigen sei die Geschichte vom Moly nichts als ein alter Aberglaube, der in ähnlicher Form bei vielen Völkern zu allen Zeiten immer wiederkehrt.

Um die Zeitenwende entstand nämlich ein Gedicht über ein „Kräuter-käsegericht“ namens „Moretum“, eine Speise, die sich im antiken Rom außergewöhnlicher Beliebtheit erfreute. Das Gedicht wird Vergil zugeschrieben, soll aber unterschoben sein (41). In dem Rezept werden neben dem Knoblauch auch einige weitere Kräuter und Gewürze aufgezählt: Raute, Koriander, Zwiebeln, Salz und gehärteter Käse. Eine weitere aus dem alten Rom überlieferte Anleitung zur Herstellung einer Würzsoße, das „Rezept des Apicius“, nennt als Ingredienzien Knoblauch, Zwiebel, Kohl, Koriander, Kümmel, Pfeffer, Rosinen, eingekochten Most, Öl, Fischlake und Lauberwein (42). Der Knoblauch war im alten Rom ein wichtiges Ingredienz so mancher kulinarischer Spezialität, der Gedankensprung zum mythologischen Moly ist deshalb gewiß nicht abwegig.

Demgegenüber steht eine Reihe von Autoren, die überzeugt sind von der Existenz des Moly: So etwa der Arzt Hermann Boerhaave (43). Er widmet dem Moly ein eigenes Kapitel und schreibt über die Pflanze: „Omnia ut in Allio [Knoblauch], sed odor suavis aut non graveolens“ und weiter: „quia haec planta ab Homero dicitur valere ad vena expellenda.“ In seinem Kapitel über den Knoblauch ist zu lesen: „... inter Moly et Allium nulla fere est differentia nisi quod Allium fac-

teat, sed Moly non...“ Bemerkenswert ist Boerhaaves Hinweis auf die Ähnlichkeit des Moly mit dem gewöhnlichen Knoblauch.

Bleibt zum Schluß noch der allerdings vage Versuch, das Problem von der geographischen Lage jenes Ortes her aufzurollen, wo Hermes die Pflanze Moly geerntet und dem Odysseus überreicht hat. Die Historiker und Althilologen haben Überlegungen dazu angestellt, wo diese mythische Insel „Aia“, wo die Zauberin Kirke hauste, gelegen haben könnte. Vom entferntesten Eck des Pontus Euxinus (Schwarzes Meer) im Osten bis zum äußersten Westen, an den Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar) und sogar noch daran vorbei, also der ganzen den Griechen damals bekannten Welt, reichen die Mutmaßungen (44). Bis jetzt konnte die Insel „Aia“ nicht lokalisiert werden – und darum ist eine Identifizierung des „Moly“ auf dem Umweg über die Pflanzengeographie auch nicht möglich.

### Potentielle Kandidaten für Homers Moly

Soweit also die originalen Quellenangaben über das sagenhafte Zauberkraut des Odysseus. Was könnte nun dieses wunderbare Moly wirklich sein? Die spärlichen Hinweise auf die Pflanze bei Homer liefern wahrlich nur wenig Anhaltspunkte. Nur der Name ist eindeutig – oder nicht einmal der?

Das Wort „Moly“ (originale Schreibweise:  $\mu\omega\lambda\upsilon$ ) ist sprachlich ein Unikat, es hat keinen Bezug zu irgendeinem anderen Begriff in den alten Sprachen. Es ist ein Fremdwort unbekannter Herkunft. Zwar wurde versucht, eine Verbindung zum griechischen *molos* = Mühe, Arbeit, Anstrengung [beim Ausgraben!], oder zu dem Verbum *moleyo* = abschwächen, entfernen [z. B. eine Krankheit] bzw. zu dem Adjektiv *molys* = entkräftet [Zauber der Kirke!], herzustellen, vermutlich wegen der geheimnisvollen Eigenschaften und Kräfte, die man dem Moly beilegte. Dieser konstruierte Bezug ist jedoch etymologisch nicht gesichert (14, 32, 45–49).

Die botanische Beschreibung – schwarze Wurzel, weiße Blüten – ist überaus dürftig. Selbst die Angaben „schwarz“ und „weiß“ müssen nicht unbedingt wörtlich genommen werden, sie könnten ebenso gut „dunkel“ bzw. „hell“ bedeuten. Bei antiken Dichtern ist die Wortwahl mitunter überaus freizügig – dichterische Freiheit eben. Die schwarze Wurzel könnte ebenso gut (dunkel)braun oder (dunkel)grau gewesen sein, das Weiß der Blüten erweitert die Möglichkeiten über den gesamten Bereich heller Farbtöne, von schmutzigweiß über gelblichweiß bis gelb. Der Hinweis auf die Schwierigkeit des Ausgrabens der Wurzel macht die Identifizierung auch nicht leichter. Zwiebelgewächse sind, so sollte man meinen, kaum mit großer Mühe aus dem Boden zu entfernen, eher schon ein verzweigter Wurzelstock, auf den der Hinweis bei Homer passen würde, der 63 Pflanzen erwähnt, die meisten davon als Heilkräuter.

Welche heutigen Pflanzen könnten mit dem antiken Moly ident sein?

### 1. Verschiedene Allium-Arten

Selbst wenn man sich bei der Suche nach der Stammpflanze des Moly auf die Gattung *Allium* beschränkt, erscheint dieses Unterfangen wie die sprichwörtliche Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen. Die Gattung *Allium* umfaßt nach heutiger Erkenntnis mehr als 600 Species (Tab. 1). Stearn (48) hat für die Vertreter der Gattung *Allium* gut 1100 spezifische Namen gefunden, wovon allerdings ca. 600 Synonyme sein dürften; allein diese Tatsache macht deutlich, wie schwierig es ist, eine bestimmte Art zweifelsfrei festzustellen. In der Tat weisen viele dieser 600 *Allium*-Arten die überlieferten Merkmale des mythologischen Zauberkrautes auf (37, 48, 53, 54). Die Mehrheit der Autoren ist sich darin einig, daß das Moly eine „Lauchart sey, über deren Bestimmung jedoch manche Zweifel bleiben“, wie Dierbach es ausdrückte (28).

Allerdings ist schon bei den älteren Botanikern die Meinung über die Zuordnung des Moly geteilt; einige halten *Allium magicum* L. dafür,



**Tabelle 1: Anzahl der registrierten Allium-Arten**

Autor	Jahr	Allium-Arten	Referenz
Samuel Dale	1693	37	80
Albrecht von Haller	1745	24	81
Carl von Linné	1753	31	82
George Don	1827	129	83
Eduard von Regel	1875	262	84
Edmond Boissier	1882	141 <sup>a</sup>	53
A. Vvedensky	1935	225 <sup>b</sup>	85
William T. Stearn	1944	~500	48
Hamilton P. Traub	1968	>600	54

<sup>a</sup> nur im Vorderen Orient zwischen Ägypten und Indien<sup>b</sup> nur im Kaukasus und in Zentralasien**Tabelle 2: Verbreitung des Genus Allium in Griechenland und auf den Ägäischen Inseln [gekürzt nach Karavokyrou & Tzanoudakis (60)]**

Allium Sectio	Species
<b>Molium</b>	<i>A. subhirsutum</i> L. <i>A. neapolitanum</i> Cyr. <i>A. trifoliatum</i> Cyr.
<b>Brevispatha</b>	<i>A. cupani</i> Raf.
<b>Codonoprasum</b>	<i>A. paniculatum</i> L. <i>A. pellans</i> L. <i>A. hirtoviginum</i> Candargy <i>A. sipyleum</i> Boiss. <i>A. flavum</i> L. <i>A. stamineum</i> Boiss. <i>A. pictistamineum</i> O. Schwarz
<b>Allium</b>	<i>A. Amethysinum</i> Tausch. <i>A. ampeloprasum</i> L. <i>A. guttatum</i> Steven <i>A. sphaerocephalon</i> L. <i>A. proponticum</i> Stearn & Özhatay <i>A. junceum</i> Sm. <i>A. commutatum</i> Guss. <i>A. scorodoprasum</i> L.
<b>Melanocrommyum</b>	<i>A. nigrum</i> L. <i>A. cyrilli</i> Ten.

andere meinen, es sei mit *Allium subhirsutum* identisch (28). Steudel (55) führt als Stammpflanze des Moly gleich zwei *Allium*-Arten an: *Allium odorum* Moench. („Moly odorum“) und *Allium magicum* („Moly speciosum“), ohne diese jedoch näher zu charakterisieren. Nach Sibthorp (56) ist es eine eigene neue Art, die Linné noch nicht kannte; er nennt sie *Allium Dioscoridis*; angeblich fand er die Pflanze in dichten, schattigen Gebü-

schen in Carien, Mysien und auf Zypern. Eine Abbildung gibt er nicht an, er schreibt dazu lediglich: „Moly Dioscorid. Caulis in solo fertiliori interdum 3–4 cubitalis. Umbella magna. Flores albi...“. Dierbach (28) bemerkt hierzu, daß dieses *Allium Dioscoridis* Sibthorp eine sehr zweifelhafte Pflanze sei; möglicherweise ist sie identisch mit *Allium sicculum* Urv., die auch in Sizilien und Sardinien gefunden wurde. Fiedler (57) weiß, daß das

*Allium Dioscoridis* Moly auf Zypern wächst. Murr (36) gibt aus seiner Sicht einen Überblick über die in Frage kommenden Spezies, die eventuell mit dem in der Odyssee als Zauberkraut mit „schwarzer Wurzel und milchweißer Blüte“ beschriebenen Pflanze identisch sein könnten. Er weist mit Nachdruck darauf hin, daß Plinius (11) berichtet, einige (antike) Schriftsteller hätten die Pflanze als gelbblühend beschrieben. Aber auch für ihn steht jedenfalls außer Zweifel, daß wir in der zuerst von Theophrast (6) wissenschaftlich behandelten Pflanze eine Lauchart zu erkennen haben (36). Halácsy (58) nennt 41 *Allium*-Arten als Bestandteil der griechischen Flora. Moderne phytogeographische Untersuchungen haben ergeben, daß eine ganze Reihe von *Allium*-Arten auf dem griechischen Festland und den Ägäischen Inseln verbreitet vorkommen (59, 60). Weitere Zwiebelgewächse der Gattungen *Scilla* und *Tulipa* kommen im Gebiet ebenfalls vor (60).

Es gibt noch eine Vielzahl an morphologischen, cytologischen, karyologischen, palynologischen, chemotaxonomischen und anderen Untersuchungen über die *Allium*-Arten in dem in Frage kommenden Gebiet. Diese Befunde bringen uns im speziellen Fall mangels Vergleichsmöglichkeit jedoch auch nicht weiter.

### 1.1 *Allium Moly*

Man könnte vielleicht meinen, daß die von Linné als „*Allium moly*“ bezeichnete Lauchart, der Molylauch, mit dem antiken Moly identisch ist; doch dem ist nicht so. Die Wurzel von *A. moly* war übrigens ehemals als „*Radix Moly lutei*“ officinell; sie hat einen starken knoblauchartigen Geruch und wurde wie Knoblauch angewendet (35). Eine Autorität wie Carl von Linné, der die antiken Quellen kannte, wird die Namensgebung sicherlich nicht ohne Grund vorgenommen haben. Das rezente *A. moly* kann jedoch mit dem antiken Moly nicht in Verbindung gebracht werden, denn diese Pflanze wächst nur in Spanien, Portugal und Südfrankreich (36, 48, 61) – es sei denn das Abenteuer des Odysseus hätte sich in dieser Gegend abgespielt. Sánchez-Mata et



al. (62) führen *A. moly* als regulären Bestandteil der Vegetation der Sierra de Alcaraz in der Provinz Albacete in Spanien an. Auch die äußeren Merkmale der Pflanze zeigen keine Übereinstimmung mit den Angaben bei Homer: *A. moly* ist nämlich eine breitblättrige Pflanze mit großen, leuchtend gelben, löffelförmigen Blüten auf Stengeln, die 30 bis 50 cm hoch werden (48, 61). Es spricht einiges dafür, daß es sich hier um das von Zedler (25) als „Spanisches oder Gelbes Moly“ bezeichnete Gewächs handelt, doch läßt sich das heute nicht mehr beweisen, da kein Vergleich möglich ist (27). Unter dem Namen „Molyzwiebel“ oder „Goldlauch“, in Frankreich „*Ail doré*“, wird heute in Katalogen eine Zierpflanze angeboten, die ebenfalls als „*Allium moly*“ bezeichnet wird. Das Gartengewächs, das keinen knoblauchartigen Geruch aufweist, ist offenbar eine Weiterzüchtung. Bei diesem Goldlauch sitzt der flache Blütenstand mit den vielen kleinen sternförmigen und leuchtend goldgelben Blüten auf einem 20 bis 25 cm hohen Schaft. Die breiten Blätter werden bis zu 14 cm lang (10, 27).

### 1.2 *Allium magicum*, *Allium nigrum*

Der Zauberlauch oder Hexenlauch, unter Anspielung auf die homerische Legende auch Hermeskraut genannt, wurde früher nicht streng von den vorhergehenden unterschieden, wie die Bezeichnung „*Allium magicum seu moly* L.“ belegt. Gleiches gilt von der „*Allium nigrum* L. spec. magicum“ bezeichneten Varietät (63). Jedenfalls hat die Pflanze einen walzigen Stamm, Blätter, die mehr als zollbreit sind, weiße Blüten, die auch rötlich sein können, und sie wächst in Südeuropa wild. Das berichtet Lenz (12), und er meint dazu dezidiert, daß es sich hier um Homers Moly handeln könnte. Dieser Ansicht sind auch Osiander (64) und Reinhardt (65). Die Wurzel, früher als „*Radix Moly latifolii*“ officinell, hat übrigens einen überaus widerwärtigen Geruch (35). Sprengel (31) nimmt an, daß das antike Moly mit *Allium nigrum* L. (*Allium magicum* Brot.) identisch ist. Anderen Quellen zufolge wird diese Pflanze in Griechenland

jedoch nicht gefunden (36). Eventuell kommt auch das nahe verwandte „*Allium multibulbosum* Jacq.“ für das homerische Moly in Frage, denn dieses wurde auf der Insel Zante gefunden (56). Fraas (66) hat eine von ihm als „*Allium magicum* L.“ bezeichnete Lauchart in Attika und Argolis beobachtet und bringt sie mit dem Moly des Homer in Beziehung, er konnte diese Pflanze aber nicht bestimmen. Er erzählt: „Capt. Mac Adam vom Portland brachte mir aus Kleinasien (Smyrna's Umgegend) eine Zwiebel nebst 4 Schuh hohem, trockenen Schaft – ohne Blüthe, mit dem Zusatz, es sei dies Homers Moly. Gepflanzt wuchs der Knollen, doch sah ich noch keine Blüthe.“ Die heute botanisch unter *A. nigrum* L. eingeordnete Pflanze ist auch in Mitteleuropa heimisch; sie wird 30 bis 60 cm hoch und hat zugespitzte linealisch-lanzettliche Blätter und weiße Blüten (37), ihr Wurzelstock wächst waagrecht und trägt seitlich die Zwiebeln (67). Das würde mit der Beschreibung des antiken Moly bei Homer recht gut übereinstimmen.

### 1.3 *Allium victorialis*

Eine weitere Alliumart, die mit Homers Moly in Zusammenhang gebracht wurde, ist die bei uns heimische Siegwurz oder der Allermannsharnisch, *Allium victorialis* L., (28, 36, 37, 51). Gerland (68) ist fest davon überzeugt, daß das zauberlösende Kraut Moly mit dem Allermannsharnisch, der dem Wotan geheiligt war, identisch ist. Diese Lauchart hat eine kugelige Dolde mit grünlichweißen Blüten und eine lange, schmale mit netzartig angeordneten schwarzen Fasern dicht bekleidete Zwiebel (37, 67). Die Wurzel war lange Zeit officinell unter den unterschiedlichsten Namen wie „*Radix Victorialis longae s. maris*“, „*Radix Allii alpini, s. reticulati, s. maculati*“ u. a. (35). *Allium victorialis* wurde, wie die deutschen Namen Siegwurz und Allermannsharnisch besagen, in früheren Zeiten als Schutzmittel angesehen. Die Wurzel wurde als Amulett getragen, weil man meinte, sie „schütze den Mann vor Verwundung und verleihe ihm den Sieg“ (69). Mit diesen Eigenschaften ent-

spräche die Pflanze dem homerischen Moly weitgehend, nur kommt *A. victorialis* ebenfalls in Griechenland nicht vor (28, 36, 37). Steudel (55) gibt jedoch ein Vorkommen in Kleinasien an, und dort sind ja die homerischen Dichtungen entstanden. Boissier (53) wiederum beschränkt das Verbreitungsgebiet von *A. victorialis* auf den Kaukasus. Ein Zusammenhang zwischen der Siegwurz und der ebenfalls als Zauberwurzel verwendeten Alraune (siehe unten) ergibt sich wie folgt: Der hohe Preis, der für die echte Mandragora verlangt wurde, hatte zur Folge, daß man nach einem Surrogat unter den einheimischen Pflanzen suchte; man fand es schließlich in der Siegwurz (70).

### 1.4 *Allium hirsutum*

Das in den alten medizinischen Schriften, zum Beispiel bei Hippokrates (71), als Mittel gegen Frauenkrankheiten häufig genannte „Molyza“, wahrscheinlich *Allium hirsutum* L., hat man ebenfalls mit dem Moly Homers zu identifizieren versucht, ebenso das „zwischen dem Getreide wachsende Bolbion“ (71). Beide Pflanzen wurden äußerlich in Form von Pessarien angewandt (7, 71).

### 1.5 *Allium vineale*

Das vorstehend erwähnte Bolbion könnte möglicherweise *Allium vineale* L. sein; diese Allium-Art ist in Getreidefeldern ein hartnäckiges Unkraut, ihre Samen wurden mit dem Saatgut weltweit verbreitet (26). Der Weinbergslauch, auch wilder Knoblauch oder Feldknoblauch, ist nach Hegi (37) die in Mitteleuropa am meisten verbreitete Alliumart, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit, daß diese Pflanze eventuell für das Moly in Frage kommt, erhöht. Dagegen spricht jedoch, daß die Blüte meist rot (es gibt auch weiße Formen) und die Zwiebel von weißlichen Häuten umgeben ist (37).

### 1.6 *Allium subhirsutum*

Auch das in Griechenland sehr häufige *Allium subhirsutum* L. ist ein ernstzunehmender Kandidat (71).



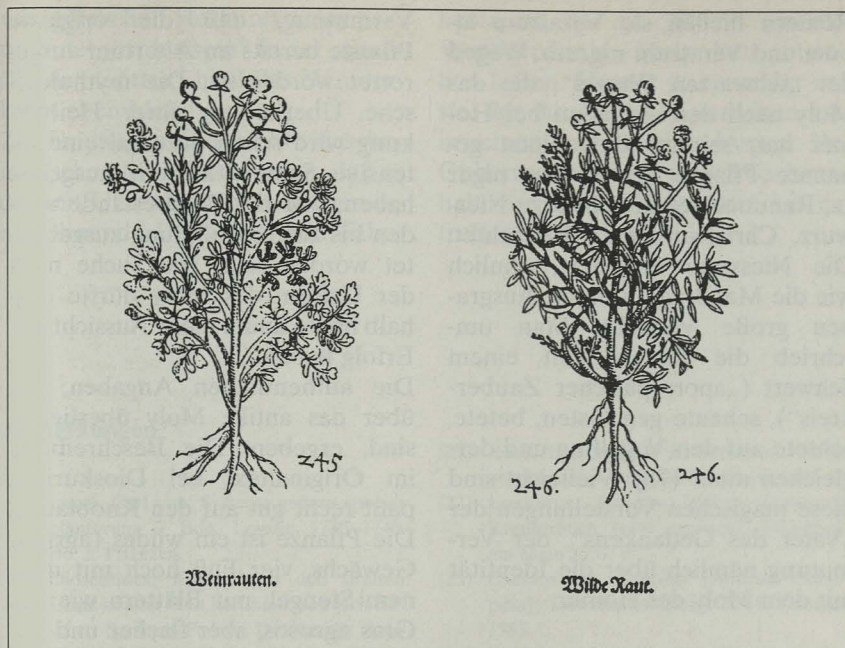


Abb. 6: Garten- oder Weinraute („*Ruta hortensis*“) und Wilde Raute („*Ruta silvestris*“) aus dem Kräuterbuch des Dioskurides, deutsche Ausgabe (1610) – wahrscheinlich identisch mit *Ruta graveolens* L. bzw. *Peganum harmala* L.

Die Species wächst in Italien, Griechenland und Nordafrika (35). Diese Pflanze bringt, so wie das A. neapolitanum, wegen ihres durchdringenden Geschmacks und Geruchs die Voraussetzung mit, als Mittel gegen bösen Zauber angesehen zu werden (36). Die Blüten sind weiß und die Blätter grundständig und schmal-linealisch (37).

## 2. Rautengewächse

### 2.1 *Ruta graveolens* L.

Dioskurides (2), der sich auf Hippokrates stützt, beschreibt unter der Bezeichnung „Moly“ auch zwei Ruta-Arten, die mit den unterschiedlichsten Bezeichnungen referiert werden, zum Beispiel bei Tabernaemontanus (24): So etwa griech. „Peganon agrion“, lat. „*Ruta montana*“, „*Peganum montanum*“, „*Moly montanum*“, deutsch „Wilde Raut“ und „Berge Moley“, Bergraute, beziehungsweise „Peganon“, „*Peganum sylvestre*“, „*Peganum Asiaticum*“, „*Moly Galaticum*“, „*Moly Cappadocicum*“, „*Ruta sylvestris*“, „zahme Raut“, Hermelsraute, Weinraute, Geißraute, u. a. Diese Stellen lauten: „Hujus autem radix Moly montanum dicitur... Qui-

dam hanc rutam Harmala vocant, Syri Besasa, Cappadoces Moly: quandoquidem aliquo modo similitudinem ad Moly servat, ut quae radice nigram et florem album habeat“ (2). Auch Zeichnungen der beiden Pflanzen sind bei Dioskurides zu sehen (Abb. 6). Die Pflanzen, die im klassischen Altertum weithin als Heilmittel geschätzt waren, sind außerdem noch bei Theophrast, Plutarch, Galen, Columella, Plinius, Cicero und Ovid erwähnt, jedoch ohne den Hinweis auf eine Identität mit dem Zauberkraut des Homer. Nur im „Herbarius“ des Lucius Apuleius Barbarus (A. Platonius, A. Madaurensis, Pseudo-Apuleis), eines antiken Schriftstellers aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., findet man den Hinweis, daß die Gartenraute („*Herba Ruta Hortensis*“) die Bezeichnung „Moly“ trägt. Wörtlich heißt es dort: „apud Cappadocas appellata es moly...“ (52, 72). Einige spätere Autoren übernahmen die Angaben bei Dioskurides in ihre „Kräuterbücher“ (18, 24). Hehn (69) äußert die Ansicht, daß der homerische Name „Moly“ durch die eingewanderten Landschaften auf die dort ansässigen Völker übertragen und bald für diese, bald für jene zum Ge-

genzauber benutzten Kräuter und Wurzeln verwendet wurde. Nach Dioskurides (2) diene das „peganon agrion“ bei den Galatern und Kappadokiern zu „Averrucationen“ (Sakralname für das Abwenden göttlichen Zorns, von Zauber und dergleichen). Murr (36) vermutete, daß die in Kleinasien vorkommenden Pflanzen, die aber von den Zwiebelgewächsen weit entfernt sind, die Rautengewächse *Ruta graveolens* L. (Gartenraute) und *Ruta montana* L. (Bergraute) sein müssen, denn auch diese Pflanzen wurden dort als apotropäisches [den bösen Zauber abwehrendes] Mittel gebraucht (26, 51). Nach gegenwärtiger Erkenntnis handelt es sich bei den beiden Rautengewächsen des Dioskurides jedoch eindeutig um die Weinraute, auch als Gartenraute oder Kreuzraute bezeichnet, *Ruta graveolens* L., beziehungsweise um die Steppenraute, *Peganum harmala* L.

### 2.2 *Peganum harmala* L.

Diese Pflanze dürfte durch ein Mißverständnis mit dem Moly in Zusammenhang gebracht worden sein. Die Vermutung, das Zauberkraut könnte mit der Zygophyllacee *Peganum harmala* L., die übrigens im Mittelmeergebiet weit verbreitet ist, identisch sein, geht ursprünglich auf die oben erwähnte Stelle bei Hippokrates (De dieta II, 26) zurück (66). Darin heißt es, das „Pégonon agrion... [sei] wirksam (ophelimon) gegen die verderblichen Mittel (blabera pharmaka)“. Bei Dioskurides (2) findet man die griechischen/lateinischen Bezeichnungen peganon/peganum und armala/harmala bei der Beschreibung der beiden Rauten, die man ebenfalls mit dem Moly in Zusammenhang brachte (siehe oben). Ansonsten ist hier nicht viel Ähnlichkeit mit den antiken Beschreibungen des Moly erkennbar (8). Mit Rücksicht auf diese Angaben haben spätere Autoren die Pflanze *Peganum harmala* L., die Steppenraute, mit der Gartenraute bzw. Bergraute in einen Topf geworfen. So meint beispielsweise Stemplinger (73) dazu: „das schon von Homer gepriesene Wunderkraut Moly hilft gegen Gift und Zauber aller Art“.



### 3. Mandragora

Ein weiterer Kandidat bei der Suche nach dem geheimnisvollen Moly ist die Alraunpflanze, *Mandragora officinarum* L. (Abb. 7), die im Mittelmeerraum heimisch ist und die somit wenigstens geographisch die richtigen Voraussetzungen hierfür mitbringt (10). Peters (74) vertritt die Anschauung, daß nur diese Pflanze das Zauberkraut des Homer sein kann. Die Alraunwurzel ist schwarz, gabelig gespalten und verzweigt und deshalb schwer zu graben, die Blüten sind grünlichweiß, und – die Alraune [althochd.: *alruna*, von Alp = Kobold und *runen* = heimlich reden] hat eine lange Tradition als Zaubermittel. Daß sie narkotische Wirkung hat, kann als bekannt gelten.

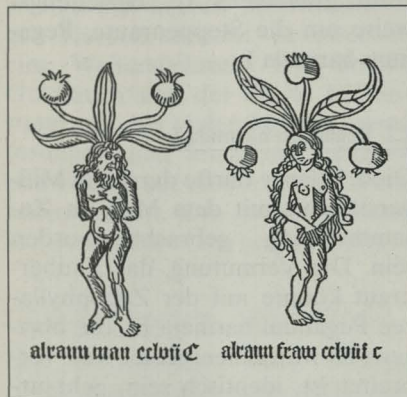


Abb. 7: „Männliche“ und „weibliche“ Alraunwurzel, *Mandragora officinarum* L., aus dem Hortus Sanitatis von Hannsen Schönsperger aus dem Jahre 1486 [nach H. Peters (77)].

### 4. Nieswurz

Die Nieswurz ist vielleicht das berühmteste Gewächs der griechischen *Materia medica*, und sie hat wegen ihrer vielfältigen Anwendungen eine überaus reichhaltige Literatur hervorgerufen (7). Wen nimmt es wunder, daß auch diese Pflanze mit dem Moly in Zusammenhang gebracht wurde (10). Die Griechen kannten und unterschieden eine Weiße Nieswurz (*helleboros leukos*) und eine Schwarze Nieswurz (*helleboros melas*), bei den

Römern hießen sie *Veratrum album* und *Veratrum nigrum*. Wegen der „schwarzen Wurzel“, die das Moly nach den Angaben bei Homer hat, sei nur die zuletzt genannte Pflanze (*Heleborus niger* L., *Ranunculaceae*, Schwarze Nieswurz, Christwurz etc.) betrachtet: Die Nieswurz erfordert, ähnlich wie die Mandragora, beim Ausgraben große Vorsicht: Man umschrieb die Pflanze mit einem Schwert („apotropäischer Zauberkreis“), schaute gen Osten, betete, achtete auf den Vogelflug und dergleichen mehr (73). Vielleicht sind diese magischen Vorstellungen der „Vater des Gedankens“, der Vermutung nämlich über die Identität mit dem Moly des Homer.

### 5. Withania

Auch das Nachtschattengewächs *Withania somnifera* Dunal wird als mögliche Stammpflanze für das Moly genannt (10). Berger (75) gibt eine ausführliche Beschreibung der als „*Radix Withaniae*“ im Handel befindlichen Wurzeldroge (Surrogat der *Rauwolfia*!): Danach sind die Wurzeln bis 8 cm lang und bis 0,9 cm dick, rundlich und stumpf hellbraun. Ein Bezug zum Moly Homers ist allerdings nur schwer zu erkennen.

Vermutung, daß die originale Pflanze bereits im Altertum ausgerottet worden ist. Die mythologische Überhöhung ihrer Heilwirkung wird schon dazumal eine intensive Sammeltätigkeit ausgelöst haben, und die Wildbestände werden bis zur Erschöpfung ausgebeutet worden sein. Die Suche nach der Urform des Moly dürfte deshalb heute kaum mehr Aussicht auf Erfolg haben.

Die authentischen Angaben, die über das antike Moly überliefert sind, ergeben: Die Beschreibung im Originaltext bei Dioskurides paßt recht gut auf den Knoblauch: Die Pflanze ist ein wildes (*agrimon*) Gewächs, vier Fuß hoch mit dünnem Stengel; mit Blättern wie das Gras *agrostis*, aber flacher und näher der Erde; mit milchweißer Blüte, so wie beim „weißen Veilchen“ (*leukon ion*); und mit zwiebelartiger Wurzel. Das „Gras“ *agrostis* wurde inzwischen als *Cynodon dactylon* Pers. identifiziert, das „*leukon ion*“ als *Matthiola cheiranthus* L. (63). Das Epitheton „*agrimon*“ könnte sich auch auf den scharfen Geschmack beziehen, denn *agrimon* kann sowohl mit „wild“ als auch mit „scharf“ übersetzt werden. Lediglich die „Schwierigkeit beim Ausgraben“ irritiert etwas, aber das kann dichterische Überhöhung sein, oder einfach ein Mißverständnis.

Der Knoblauch stand seit urdenklichen Zeiten bei den Kulturvölkern der Alten Welt hoch im Ansehen. Er wurde als Nahrungs- und Genußmittel ebenso geschätzt wie als Heilmittel bei mancherlei Krankheiten und Beschwerden therapeutisch eingesetzt. Wir finden den Knoblauch in zahllosen schriftlichen Dokumenten erwähnt, bei den alten Ägyptern, bei den Israeliten, in der indischen *Ayurveda*-Medizin, in der chinesischen, tibetischen, koreanischen und japanischen Traditionsheilkunde und natürlich in der Heilkunde der Griechen und Römer sowie in der europäischen Volksmedizin, vom Altertum über das Mittelalter zur Neuzeit und bis zu unseren Tagen (76, 78, 79). Warum also sollte ein so hoch geschätztes Naturheilmittel nicht in der Antike von einem Dichter (Homer) mythologisch verbrämt (*Odysseus*) und als

## Synopsis

Im Hinblick auf die Feststellung der Identität des homerischen Moly mit einer rezenten Species erscheint nur diese Schlußfolgerung möglich: Nach gründlicher und kritischer Prüfung sämtlicher Argumente ist zu vermuten, daß es sich bei dem originalen Moly um eine Wildform unseres Knoblauchs (*Allium sativum* L.) gehandelt hat, eine Nutzpflanze, die heute nur mehr als Kulturform existiert (76). Tatsächlich soll der Knoblauch (das „*skorodon*“ der alten Griechen) im südlichen Europa, in Ägypten und Persien wild aufgetreten sein (77). So besehen mag Seidemann (27) recht haben mit seiner



von göttlicher Herkunft (Hermes)edeutet worden sein? In der „Sprache der Götter“ hieß das Wunderkraut eben Moly!

Zu der langen Geschichte des homerischen Moly ist zu sagen, daß es das seit Urzeiten den Menschen innewohnende Bedürfnis zum Fabu-

lieren ist, das sie „Story“ um die Wunderpflanze Moly hat entstehen lassen. Homer war nur der erste, der ihr Ausdruck verliehen hat in seinen unsterblichen Versen. De Gubernatis (40) hat diesen Sachverhalt vor mehr als hundert Jahren treffend formuliert:

„Les propriétés extraordinaires de certaines herbes sont attribuées à la présence d'une divinité par l'esprit religieux, et à un effet magique par l'esprit superstitieux... La science des magiciens est essentiellement une science botanique“.

## Anmerkungen

- (1) Linné, Carl von: *Systema genera species plantarum*. 3 Bde. Leipzig 1735–1740. Bd. 2: Pflanzen.
- (2) Dioscurides: *Kräuterbuch* deß uralten Unnd in aller Welt berühmtesten Griechischen Scribent Pedacii Dioscuridis Anazarbei. Deutsch. Hrsg. von Johann Danz von Ast und Peter Uffenbach. Frankfurt am Main 1610, S. 179–181 [Lib. III, Cap. 44, 45, 46].
- (3) Koch, H. P.: „Hormonwirkungen“ bei *Allium*-Arten. In: *Zeitschrift für Phytotherapie* 13 (1992) 1–12.
- (4) Homer: *Odyssee*, 10. Gesang, Vers 302 ff.
- (5) Schwab, G.: *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums*. Wien 1948.
- (6) Theophrast: *Historia plantarum* IX, 15, 7.
- (7) Berendes, J.: *Die Pharmacie bei den alten Culturvölkern*. Halle 1891, S. 127–132 und 210–213.
- (8) Ders.: *Des Pedanios Dioskurides aus Anazarbos Arzneimittellehre in fünf Bänden*. Stuttgart 1902, S. 95.
- (9) Ders.: *Das Apothekenwesen*. Stuttgart 1907, S. 22–23.
- (10) Marzell, H.: *Zauberpflanzen, Hexentränke* (Kosmos Bibliothek, Bd. 241). Stuttgart 1963.
- (11) Caii Plinii Secundi *Naturalis Historiae Libri XXXVII*: Lib. 19, Cap. 30–34; Lib. 20, Cap. 20–23; Lib. 21, Cap. 180; Lib. 25 Cap. 4 (8). Ausgabe: Detlefsen, D., Berlin 1871.
- (12) Lenz, H. O.: *Botanik der alten Griechen und Römer*. Gotha 1859, S. 294–302.
- (13) Ovid: *Metamorphosen* XIV, 291.
- (14) Schubert, R. und Wagner, G.: *Pflanzennamen und botanische Fachwörter*. Radebeul 1971, S. 211.
- (15) Fuchs, Leonhart: *New Kreütterbuch*. Basel 1543.
- (16) Matthiolus, Petrus Andreas: *Kreutterbuch*. Hrsg. von Joachim Camerarius. Frankfurt am Main 1626.
- (17) Becher, Johann Joachim: *Parnassus medicinalis illustratus*. Ulm 1663.
- (18) Clusius, Carolus [Charles de l'Ecluse]: *Rariorum Plantarum Historia*. Antwerpen 1576.
- (19) Lobelius, Matthias [M. de l'Obel]: *Plantarum seu Stirpium Historia*. Antwerpen 1576, S. 81–83.
- (20) Dononaus, Rembert [Junius Rembert Dodoens]: *Histoire des Plantes*. Antwerpen 1557.
- (21) Bock, Hieronymus: *Kräutterbuch*. Hrsg. von Melchior Sebizius. Straßburg 1595.
- (22) Lonicerus, Adamus [Adam Lonitzer]: *Kreuterbuch New zugericht*. Frankfurt am Main 1557.
- (23) Caesalpinus, Andreas [Andrea Cesalpino]: *De Plantis Liberi XVI*. Florenz 1583.
- (24) Theodor, Jakob [Jacobus Theodorus Tabernaemontanus]: *Neuw und vollkommen Kreuterbuch*. Frankfurt 1613.
- (25) Zedler, J. H.: *Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste*. Bd. 21. Leipzig 1739, S. 367–368.
- (26) Håkansson, S.: *Allium vineale L. as a weed*. Uppsala 1963.
- (27) Seidemann, J.: *Durch Raubbau ausgerotete Pflanzen – erst heute?* In: *Naturwissenschaftliche Rundschau* 45 (1992) 429–431.
- (28) Dierbach, J. H.: *Fora Mythologica oder Pflanzenkunde in Mythologie und Symbolik der Griechen und Römer*. Frankfurt am Main 1833, S. 192–193.
- (29) Siber, G. U.: *Dissertatio de Moly, Hermetis Herba*. Schneeberg 1698.
- (30) Triller, D. W.: *Exercitatio botanico-philologica de Moly homerico et Fabula Circaea*. In: *Opuscula medica ac medico-philologica*. Bd. 2. Frankfurt 1766, S. 37–82.
- (31) Sprengel, C.: *Historia rei herbariae*. Bd. 1. Amsterdam 1807, S. 413 und 457.
- (32) Passow, F.: *Handwörterbuch der Griechischen Sprache*. Bd. 2/1. Leipzig 1852, S. 306.
- (33) Teuffel, W. S. [Hrsg.]: *Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft*. Bd. 1/1. Stuttgart 1864, S. 781–782.
- (34) Boerner, F.: *Taschenwörterbuch der botanischen Pflanzennamen*, 2. Aufl. Berlin 1966, S. 285.
- (35) Schneider, W.: *Lexikon der Arzneimittelgeschichte*. Bd. V/1. Frankfurt am Main 1974, S. 65–69.
- (36) Murr, J.: *Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie*. Innsbruck 1890, S. 208.
- (37) Hegi, G.: *Illustrierte Flora von Mitteleuropa*. Bd. 2. Wien 1906–1931, S. 213–234.
- (38) Körner, O.: *Wesen und Wert der homerischen Heilkunde*. Wiesbaden 1904, S. 17.
- (39) Radermacher, L.: *Die Erzählungen der Odyssee*. In: *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Kl.* 178 (1915), S. 4–7.
- (40) De Gubernatis, A.: *La mythologie des plantes*. Bd. 1. Paris 1878, S. 248–251.
- (41) Henze, R.: *Das Kräuterkäsergericht (Mortem)*. In: *Antike* 15 (1939) 76–88.
- (42) Strübing, E.: *Knoblauch in alten Zeiten. Zur Diätetik und Ernährung der Menschen*. In: *Ernährungsforschung* 12 (1967) 585–623.
- (43) Boerhaave, H. v.: *Historia Plantarum*. Bd. 1. Rom 1727, S. 618–619.
- (44) Lesky, A.: *Aia*. In: *Wiener Studien* 63 (1948) 22–68.
- (45) Goerges, K. E.: *Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch*. Bd. 3/1. Hannover 1916, S. 987.
- (46) Matthiolus, Petrus Andreas: *Kreuterbuch*. Frankfurt am Main 1544, Lib. 3, 45–47.
- (47) Schelenz, H.: *Geschichte der Pharmazie*. Berlin 1904, S. 85.
- (48) Stearn, W. T.: *Notes on the genus Allium in the Old World*. In: *Herbertia* 11 (1944) 11–34.
- (49) Stern, B.: *Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei*. Berlin 1903, S. 314–321.
- (50) Meyer, E. H. F.: *Geschichte der Botanik*. Bd. 1, Königsberg 1854, S. 5.
- (51) Valentin, H.: *Geschichte der Pharmazie und Chemie in Form von Zeittafeln*. Stuttgart 1950, S. 13.
- (52) Tschirch, A.: *Handbuch der Pharmakognosie*. Bd. 1/1. Leipzig 1909–1927, S. 526 und 590.
- (53) Bossier, E.: *Flora orientalis sive enumeratione plantarum*. Bd. 5. Genf und Basel 1881, S. 229–285.
- (54) Traub, H. P.: *The subgenera, sections and subsections of Allium L.* In: *Plant Life* 24 (1968) 147–163.
- (55) Steudel, E. T.: *Nomenclator Botanicus*. Stuttgart 1840, S. 55–56 und 155.
- (56) Sibthorp, J., und J. E. Smith: *Florae Graecae Prodrum*. No. 76. London 1806–1813, S. 222.
- (57) Fiedler, K. G.: *Reise durch alle Theile des Königsreiches Griechenland*. Leipzig 1840, S. 765.
- (58) Halácsy, E. de: *Conspectus Florae Graecae*. Bd. 1. Leipzig 1904, S. 240–262.
- (59) Tzanoudakis, D., G. Iatrou, Z. Kypriotakis und D. Christodoulakis: *Cytogeographical dies in some Aegean Liliaceae*. *Botanika Chronika* 10 (1991) 761–775.
- (60) Karavokyrou, E., und D. Tzanoudakis: *The genus Allium in Greece: II. A cytogeographical study of the E Aegean species*. In: *Botanika Chronika* 10 (1991) 777–784.



- (61) Rodet, H. J. A.: *Botanique agricole et médicale*. 2. Aufl. Paris 1892, S. 804.
- (62) Sánchez-Mata, D., D. Belmonte, P. Cantó und S. Laorga: *Comentarios sobre la flora y vegetación de la Sierra de Alcaraz (Albacete, España)*. In: *Lazaroa* 5 (1983) 237–241.
- (63) Sticker, G.: *Pharmakologie und Toxikologie bei den Hellenen bis zur Schule des Hippokrates auf Kos*. In: *Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaft* 31 (1938), S. 1–39.
- (64) Osiander, J. F.: *Volksarzneimittel und einfache, nicht pharmazeutische Heilmittel*. Tübingen 1844.
- (65) Reinhardt, L.: *Kulturgeschichte der Nutzpflanzen*. Bd. 4/1. München 1911, S. 319–320.
- (66) Fraas, C.: *Synopsis plantarum florae classicae*. München 1845, S. 291.
- (67) Wagner, H.: *Illustrierte Deutsche Flora*. 3. Aufl. Stuttgart 1905, S. 144–148.
- (68) Gerland, G.: *Altgriechische Märchen in der Odyssee*. Magdeburg 1869, S. 36.
- (69) Hehn, V.: *Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa*. 8. Aufl. Berlin 1911, S. 193–206.
- (70) Buschan, G.: *Über Medizinzauber und Heilkunst im Leben der Völker*. Berlin 1942, S. 644–650.
- (71) Dierbach, J. H.: *Die Arzneimittel des Hippokrates*. Heidelberg 1824, S. 103–104 und 116–118.
- (72) Howald, E. und H. E. Sigerist: *Corpus Medicorum Latinorum*. Bd. 4. Leipzig 1927, S. 161–163.
- (73) Stemplinger, E.: *Antiker Volksglaube*. Stuttgart 1948, S. 141.
- (74) Peters, H.: *Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort*. Berlin 1886, S. 175 ff.
- (75) Berger, F.: *Handbuch der Drogenkunde*. Bd. 5. Wien 1960, S. 384.
- (76) Koch, H. P., und G. Hahn: *Knoblauch – Grundlagen der therapeutischen Anwendung von Allium sativum L.* München 1988, S. 29 ff.
- (77) Buchheim, R.: *Jonathan Pereira's Handbuch der Heilmittellehre*. Bd. 2. Leipzig 1848, S. 102–103.
- (78) Drobnik, R.: *Zur Geschichte des Knoblauchs in der Heilkunde im Wandel der Zeiten*. In: *Pharmazeutische Monatshefte* 19 (1938) 11–14.
- (79) Fenwick, G. R. und A. B. Hanly: *The Genus Allium, Part 2*. In: *CRC Critical Reviews in Food Science and Nutrition* 22 (1985) 199–171.
- (80) Dale, S.: *Pharmacologia seu Manuductio ad Materiam medicam*. London 1693, S. 237–240.
- (81) Haller, A. v.: *De Allii genere naturali libellus*. Göttingen 1745.
- (82) Linné, C. v.: *Systema Naturae per Regna tria Naturae*. Wien 1770.
- (83) Don, George: *A monograph of the genus Allium. Memoirs of the Wernerian Natural. In: History Society*. Vol. 6 (1832) 1–102.
- (84) Regel, E.: *Alliorum adhuc cognitorum Monographia*. Petropolis 1875.
- (85) Vvedensky, A.: *Flora of USSR*. In: *Herbertia* 11 (1946) 1944.

Anschrift des Verfassers  
Prof. Dr. phil. Mag. pharm. Heinrich P. Koch  
Institut für Pharmazeutische Chemie  
der Universität Wien  
Althanstr. 14  
A-1090 Wien

## Reisen vor 170 Jahren

### Reisedokumente von Johann Barth. Trommsdorff

Von Wolfgang Götz, Reinheim

**Ein bekanntes Sprichwort sagt, daß Reisen bildet. Heute ist es prinzipiell zumindest für Menschen aus den reichen Industrieländern kein Problem, diesem Ansatz zu folgen. Dabei ist natürlich zwischen Studienreisen und reinem Tourismus zu differenzieren, wobei der Ehrlichkeit wegen der „Kongreß-Tourismus“ nicht verschwiegen werden darf, bei dem es oft vom Veranstaltungsort abhängt, welcher Aspekt überwiegt.**

Das Reisen wird heute sowohl durch die verfügbaren Transportmittel als auch durch fallende Grenzen begünstigt. Vergleicht man diese Situation mit den politischen und technischen Bedingungen in den ersten Dekaden des letzten Jahrhunderts so ist es erstaunlich festzustellen, wie häufig (1) damals Apotheker sich zum Teil erheblichen Strapazen aussetzten, um Bildungsreisen zu unternehmen. Da dieser Aspekt der pharmazeutischen Aus- und Fortbildung bisher noch recht wenig untersucht wurde (2) soll die nachfolgende Vorstellung von Reisedokumenten aus

dem Nachlaß (3) von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837) ein erster Mosaikstein zu einem größeren Gesamtbild (4) sein. Erhalten sind der Reisepaß und der Reiseschein (Abb. 1–3). Der Reisepaß (5) enthält zunächst interessante Angaben zum „Signalement“ des Paßinhabers. So wird die Größe mit „fünf Fuß vier 1/2 Zoll“ angegeben, was rund 1,63 m entspricht und die verbale Aussage späterer Biographen bestätigt, daß J. B. Trommsdorff von zierlicher Gestalt gewesen sei. Es wird aber auch deutlich, daß der ausstellende Beamte nicht seinen besten Tag ge-

habt hat, denn er vermerkt einen „grauen Bart“, den Trommsdorff auf keinem der zeitgenössischen Porträts hat, und nennt als Vornamen „Johann Balthasar [!]“. Die Visa-Vermerke der verschiedenen Botschaften auf der ersten Innenseite verdeutlichen die Rolle, die Frankfurt damals schon als Verkehrsdrehscheibe hatte.

Der Reiseschein (6), ausgestellt für die Rückreise von Frankfurt nach Erfurt, vermittelt in den „Bemerkungen“ ein anschauliches Bild von den Vorschriften, denen sich der Eilwagen-Reisende zu unterwerfen hatte. Speziell die Angaben zum Einfindungszeitpunkt vor der Abfahrt und zum zulässigen Gepäck könnten Pate gestanden haben bei den Regelungen, wie sie heute von den Fluggesellschaften gehandhabt werden.

Die gesamte Reise dauerte etwa drei Wochen, vom 9. bis 31. August. Trommsdorff kümmerte sich in London nicht nur um pharmazeutische Belange (7). Das geht aus einem Brief hervor, den er am 15. Februar 1830 an seinen Schwiegersohn Georg Christian Friedrich Fikentscher (8) schrieb: „Ich habe nur



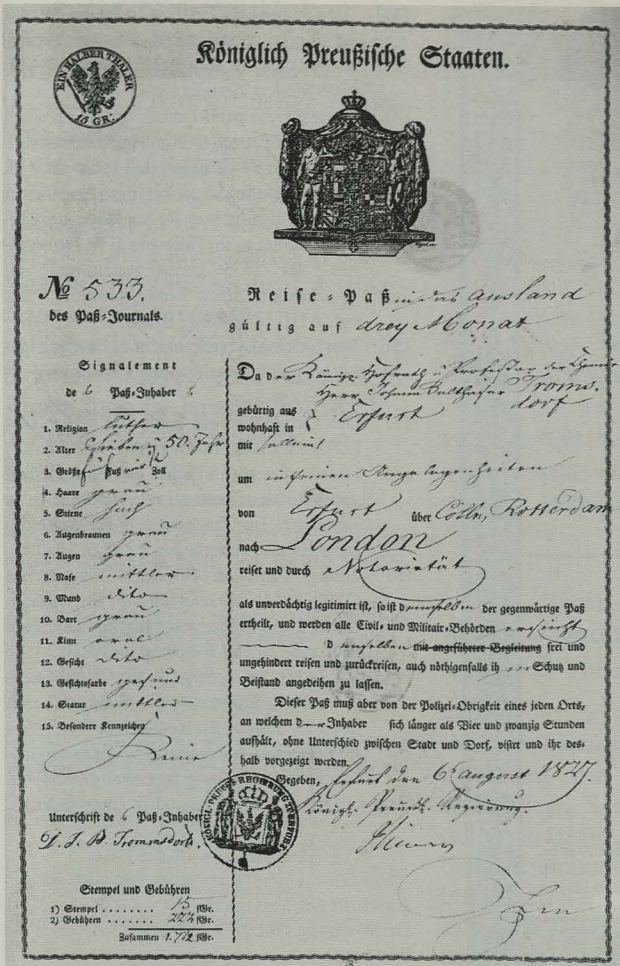


Abb. 1: Titelseite des Reisepasses von J. B. Trommsdorff.

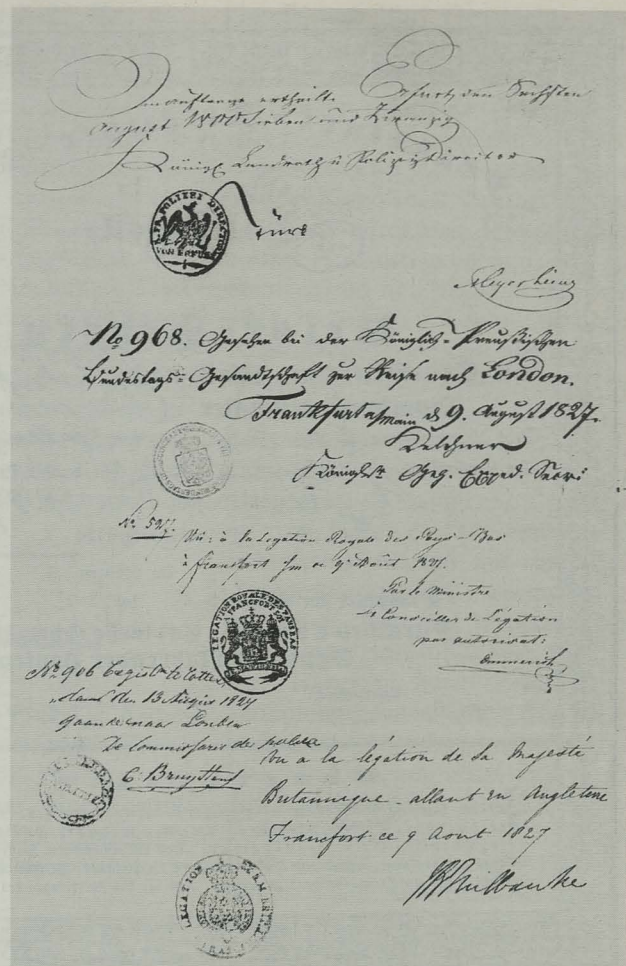


Abb. 2: Die Vermerke und Stempel der preussischen, niederländischen und englischen Gesandtschaften in Frankfurt schmücken die linke Innenseite des Reisepasses.

einige chemische Fabriken in London besucht, die aber tief unter meiner Erwartung blieben; am interessantesten schien mir noch die Fabrik von Herrn Benecke zu Deptfort, allein mit der Fabrik Hermanns zu Schönebeck konnte sie nicht in Parallele gesetzt werden. Auch die engl. Branntweinbrauereien haben mir nicht sonderlich gut gefallen. Dagegen bin ich über das Colossale der Porterbrauereien erstaunt. Die London Institution u Royal Institution mit ihren Laboratorien, Instrumenten u Hörsälen sind äußerst unbedeutend, und nicht des Besuchs werth, dagegen die Apothecaries Hall ein großes Werk ist [...] In der Apotheke. Hall finden Sie noch mehrere Deutsche angestellt“ (9).

Nach einem Vermerk in Trommsdorffs „Ausgabe und Einnahme Buch“ (10) kostete ihn die Reise 200 Reichstaler. Bei Einnahmen aus der Apotheke im Jahre 1827 von 2775 Talern konnte er sich das nur leisten, weil er im gleichen Jahr durch sein Ausbildungsinstitut und seine literarische Tätigkeit noch Privateinnahmen von 1657 Talern hatte. Die Relation unterstreicht aber, mit welchem persönlichen Einsatz sich damals schon Apotheker über das engere Fachgebiet hinaus weiterbildeten.

#### Anmerkungen

- (1) Diese Aussage stützt sich auf die Mitteilungen, die in der Korrespondenz von Johann Bartholomäus Trommsdorff [In

Acta Historica Leopoldina (AHL) Nr. 18 erschienen bisher drei Lieferungen (1/1987 Abildgaard – Brandes; 2/1990 Braun – Dulk; 3/1993 DuMênil – Funcke)] zu finden sind. In die pharmazeutische Fachpresse fanden dazu vergleichsweise wenig Reiseberichte Aufnahme.

- (2) Zu Reisen von J. B. Trommsdorff liegen vor von Hermann Gittner: Die Harzreisen des Johann Bartholomäus Trommsdorff 1798 und 1805 [Oberhausen 1957] und ders.: Die Rheinreise des Johann Bartholomäus Trommsdorff zur 13. Naturforscherversammlung in Bonn anno 1835. In: Deutsche Apotheker Zeitung 99 (1959), 31–36. Die Wanderungsbewegung deutscher Apotheker und Apothekergehilfen in die Schweiz hat Armin Wankmüller beschrieben: Die Einwanderung deutscher Apotheker nach Graubünden im 19. Jh. In: Deutsche Apotheker Zeitung 103 (1963) 1175–1183 und Die Tätigkeit deutscher Apotheker-Gehilfen in der Schweiz im 19. Jahrhundert. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie 35 (1983), 177–179.



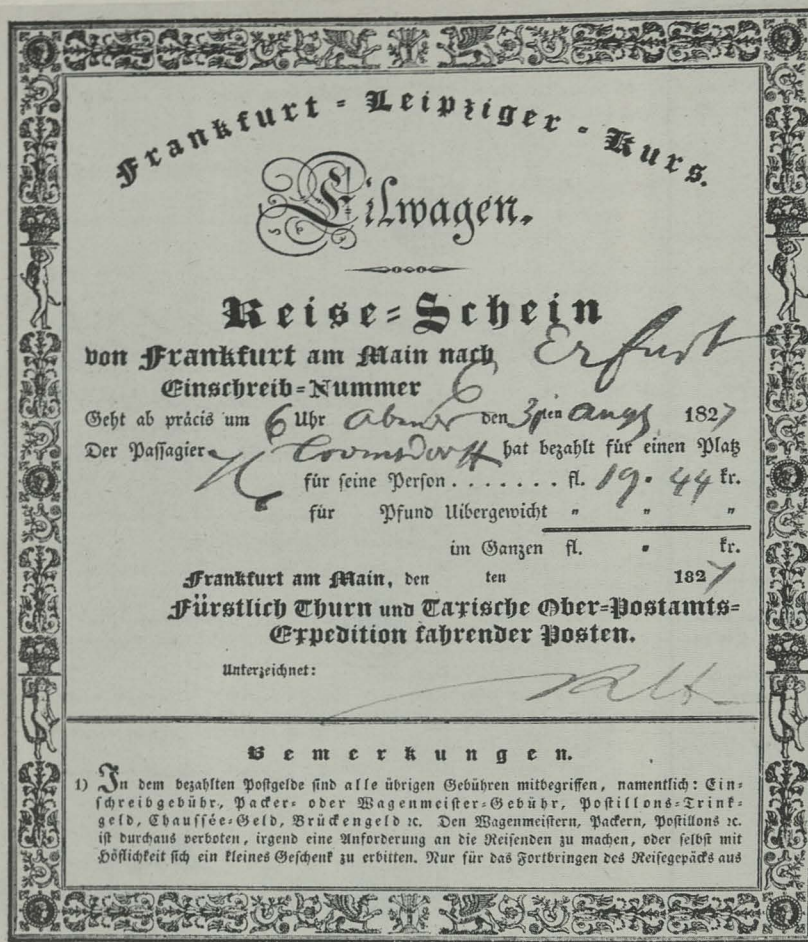


Abb. 3: Trommsdorffs Reiseschein für den Eilwagen von Frankfurt nach Erfurt

- (3) Die Originale befinden sich im Archiv der Familie Trommsdorff, das jetzt von Professor Volkmar Trommsdorff, Juststr. 60, CH-8706 Meilen, betreut wird.
- (4) Dieses Gesamtbild muß vor allem auch die soziokulturellen Hintergründe darstellen. Damit ist gemeint, daß recht oft z. B. die materielle Situation der Apotheker die Ausführung von Reiseplänen unmöglich machte, so im Falle von J. W. Döbereiner, der 1835 gerne zusammen mit Trommsdorff nach Bonn gefahren wäre; vgl. AHL 18, 2. Lfrg., S. 106.
- (5) Das Original besteht aus zwei Blättern, gefaltet, gelblich-hellgrünes Papier im Format 23×36,5 cm.
- (6) Das Original ist ein beidseitig bedrucktes hellgrünes Blatt im Format 17×19,5 cm.
- (7) Hierüber veröffentlichte er „Einige Notizen über den Zustand der Apotheken in London“. In: Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, 1828, S. 55–70.
- (8) Georg Christian Friedrich Fikentscher (1799–1864) war zunächst in der väterlichen Fabrik in Redwitz tätig und gründete 1845 eine eigene Fabrik in Zwickau.
- (9) Vgl. AHL 18, 3. Lfrg., S. 66–67. Im Familienarchiv Trommsdorff befinden sich noch 21 Seiten „Reise-Notizen“ von diesem London-Aufenthalt, die einer separaten Veröffentlichung vorbehalten bleiben.
- (10) Original im Familienarchiv Trommsdorff.

Anschrift des Verfassers:  
Dr. Wolfgang Götz  
Poststraße 7  
64354 Reinheim

## IGGP-MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft  
für Geschichte der Pharmazie e. V.  
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie  
International Society for the History of Pharmacy

### Veranstaltungen

#### 40 Jahre Japanische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie

Die heute rund 300 Mitglieder zählende Japanische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie [Japanese Society for History of Pharmacy; JSHP] konnte im Herbst letzten Jahres ihr 40jähriges Grün-

dungsjubiläum begehen. Aus diesem Anlaß fand eine Vortragstagung statt, zu der der Verfasser mit einem Beitrag eingeladen war. Etwa 150 Mitglieder und Gäste versammelten sich am 29. Oktober 1994 im Hörsaal des Gebäudes der Nagai Memorial Hall, dem Sitz der Pharmaceutical Society of Japan, in Tokio. Dieser Bau ist für einen deutschen Besucher aus zwei Gründen

von besonderem Interesse. Zum einen ist er mit der Widmung an Dr. Nagayoshi Nagai mit einem der japanischen Pharmazeuten verbunden, die wesentliche Impulse für ihren Beruf beim Studium in Deutschland bekamen. Dr. Nagai war von 1871 bis 1881 in Berlin und wurde nach seiner Rückkehr der erste Präsident der Pharmazeutischen Gesellschaft Japans. Während seine Büste die Eingangshalle schmückt, haben die Japaner seiner deutschen Frau Therese insofern ein besonderes Denkmal gesetzt, als das Restaurant in der Nagai Memorial Hall nach ihr benannt ist. Darüber hinaus hängen in der Eingangshalle zwei Tafeln, eine mit englischem Text, die andere in deutscher Sprache, in denen bei der Darstellung der Geschichte der Gesell-



schaft ab 1880 ausdrücklich auf den deutschen Einfluß hingewiesen wird. Bei der Tagung am Nachmittag des 29. Oktober hielten japanische Kollegen und eine Kollegin Vorträge zu folgenden Themen:

■ Die Bedeutung von Kräutern für das tägliche Leben, sowohl als Arznei- wie als Lebensmittel (Prof. T. Namba, Toyama Medical & Pharmaceutical University)

■ Historischer Überblick über einhundert Jahre pharmazeutische Ausbildung in Japan (Prof. K. Yamakawa, Science University of Tokyo)

■ Trennung von medizinischer Praxis und der Abgabe von Arzneimitteln – Darstellung der gegenwärtigen

nationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (IGGP) von Präsident Torud aus Norwegen. Ein weiterer Beleg für die Neuorientierung hin zu mehr internationalem Austausch ist die sich verstärkende Teilnahme von japanischen Kolleginnen und Kollegen an den Internationalen Kongressen der IGGP, so z. B. in Heidelberg 1993. Es finden deshalb die in Diskussion befindlichen Veränderungen der IGGP, auf die Professor Torud in seinem Grußwort ausdrücklich einging, großes Interesse bei den Japanern. Beim Abschied in Tokio hieß es denn auch „Auf Wiedersehen in Paris 1995“.

W. Götz

\*

### 16. Pharmaziegeschichtliches Seminar in Tübingen

Unter Leitung von Prof. Dr. Armin Wankmüller fand am 1. Mai 1995 in Tübingen das 16. Pharmaziegeschichtliche Seminar, eine Fortbildungsveranstaltung der Landesapothekerkammer Baden-Württemberg, statt.

Für den kurzfristig wegen Krankheit verhinderten Mag. phil. Andreas Winkler aus Innsbruck sprang Prof. Dr. Wankmüller, Tübingen, als Vortragender ein. Er referierte zunächst über die frühen Apothekengründungen in Südbzw. Oberdeutschland und sprach anschließend über die fremdsprachigen Ausgaben pharmazeutisch-chemischer Literatur deutscher Autoren.

Unter dem Titel „Lattichsamen im Juni oder Quendelseide im August? Probleme der Interpretation mittelalterlicher Texte zur Pharmakoergasie“ hielt Dr. phil. Ulrich Stoll, Marburg, den zweiten Vortrag des Seminars.

Den dritten Vortrag hielt Dipl.-Chem. Michael Roth, Tübingen, zum Thema „Studenten der Pharmazie und der Chemie an süddeutschen Universitäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“.

\*

### 125. Frankfurter Abend der DGGP

Am 11. Mai 1995 fand im Frankfurter Dominikanerkloster der 125. Frankfurter Abend der Deutschen

Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie statt, an dem Prof. Dr. Dr. Christa Habrich, Gießen, über das Thema referierte: „Medizingeschichte sichtbar gemacht“.

Das Deutsche Medizinhistorische Museum Ingolstadt, das die Vortragende als Direktorin leitet, ist die einzige Institution dieser Art in Deutschland und befindet sich seit über 20 Jahren in dem barocken Anatomiegebäude der ehemaligen bayerischen Landesuniversität in Ingolstadt. Neben einer reichhaltigen Schausammlung, in der Originalobjekte von der Antike bis in die jüngste Vergangenheit gezeigt werden, bietet das Museum einen botanischen Garten mit rund 180 Arzneipflanzenarten sowie einen speziellen Duft- und Tastgarten für Blinde und Rollstuhlfahrer. Professor Habrich führte zahlreiche Sammlungsgegenstände des Museums in Lichtbildern vor.

Das Museum empfiehlt sich auch den Apothekern zu einem Besuch. Es ist täglich (außer montags) von 10 bis 12 und von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Seine Anschrift: Anatomiestraße 18–20, 85049 Ingolstadt.

### Publikationen

Seit Anfang 1994 erscheint in Polen die Vierteljahreszeitschrift „Magazyn historyczny farmacji i medycyny“ (Pharmazie- und medizinhistorisches Magazin), herausgegeben von Farmapres, ul. Zolkiewskiego 18/25, PL-04-141 Warszawa, Box 99, das jeweils auf 16 bis 28 Seiten interessante fachhistorische Themen publiziert und über aktuelle Tagungen informiert. Einzelne Artikel enthalten auch englischsprachige Abstracts. Bisher sind vier Hefte erschienen. Der Preis beträgt pro Heft derzeit 8000 Zł. alter Währung.

H. Löhner

\*

Zum Tode von Dr. phil. Willem F. Daems erschien von der Weleda ein Sonderheft der Korrespondenzblätter für Ärzte (140 bis Mai 1995), in dem Dr. Daems von fünf Mitarbeitern der Firma Abhandlungen gewidmet sind. Von Prof. Dr.

### Danksagung

an

Herrn Dr. Wolfgang Götz

Sie haben es verstanden, über viele Jahre mit herausragendem Erfolg, den akademischen Austausch zwischen der Deutschen Gesellschaft für die Geschichte der Pharmazie und der Japanischen Gesellschaft für die Geschichte der Pharmazie zu intensivieren.

Darüber hinaus haben Sie durch Ihren instruktiven Vortrag auf unserer heutigen Vortragsversammlung anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Japanischen Gesellschaft für die Geschichte der Pharmazie großen Eindruck auf uns alle gemacht.

Für Ihre Errungenschaften möchten wir hier und heute unseren tiefsten Dank zum Ausdruck bringen.

Tokio, den 29. Oktober 1994

*S. Shibata*

Professor Dr. Shoji Shibata

Präsident der

Japanischen Gesellschaft für die Geschichte der Pharmazie

gen Situation in Japan und Diskussion möglicher Veränderungen (Frau Dr. med. Shizu Sakai, School of Medicine, Juntendo University Tokyo).

Der Verfasser hielt den Schlußvortrag, der sich folgendem Thema widmete: „Differences in the development of pharmacy in Europe, Japan and the USA – historical review and outlook“. An die Vorträge schloß sich ein kleiner Empfang an, bei dem der Präsident der JSHP, Professor Shoji Shibata, in seiner Ansprache besonders darauf hinwies, daß sich in den letzten zehn Jahren die internationalen Kontakte der Gesellschaft im Vergleich zu früher sehr verstärkt haben. Dies wird zum einen deutlich aus den Grußadressen, die von den pharmaziehistorischen Gesellschaften in den Benelux-Ländern, aus Kanada, China, England, Frankreich, Österreich, Schweden und den USA kamen und für die Inter-



## Pharmaziehistorische Biennale vom 26. bis 28. April 1996 in Soest

Die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie organisiert ihre nächste Biennale 1996 im westfälischen Soest. Sie steht unter dem Thema

### Apotheke und die Arzneiversorgung in Notzeiten

Mit diesem Thema widmet sich der kommende Kongreß ganz der unverzichtbaren Aufgabe der Apotheke, die Arzneiversorgung der Bevölkerung in jedem Fall sicherzustellen. Diesem Anspruch der sie tragenden Gesellschaft haben sich die Apotheker nie entzogen, sei es in Zeiten von Seuchenepidemien (Pest, Cholera) sei es in Kriegzeiten. Wenn auch heute diese elementare Aufgabe der Apotheke für die Normalbevölkerung nur noch im alltäglichen Notdienst sichtbar wird, so genügt der Blick nur wenige Jahrzehnte zurück auf den letzten Krieg

und die Nachkriegszeit, in der trotz Bombenhagel und unvorstellbarer Zerstörung die Arzneiversorgung im wesentlichen ohne Unterbrechung gewährleistet wurde. Notversorgung findet heute wie früher immer noch statt, in der Schifffahrt zum Beispiel oder bei schwierigen Witterungsbedingungen auf den Halligen.

In mehreren Vortragsbeiträgen soll die Grundlage zur Diskussion der historischen Entwicklung aus verschiedenen Gesichtspunkten gelegt werden und einmünden in die Erörterung der aktuellen Fragestellung, die Politik und Gesellschaft an den Apothekerstand stellen: Hat und erfüllt die Apotheke einen Versorgungsauftrag in dem von der Gesellschaft geforderten Sinne? Kann sie, und das funktionierend unter Extrembedingungen von Notzeiten, durch andere Institutionen ersetzt werden? Der pharmaziegeschichtliche Kongreß in Soest will sich mit diesen Fragen auseinandersetzen und einen aktuellen Beitrag zu dieser

für den Stand bedeutenden Problematik leisten.

Die alte Hansestadt Soest bietet einen hervorragenden Hintergrund für die kommende Biennale. Ein historischer Stadtkern und Kunstwerke von europäischem Rang wetteifern mit einer fast tausendjährigen Geschichtstradition. Der Tagungsort, das historische Rathaus, liegt zentral inmitten gastlicher Hotels und gemütlicher westfälischer Gaststätten. Die reizvolle Umgebung des nahen Sauerlandes ist das Ambiente weiterer Rahmenveranstaltungen. Der Kongreß wird ergänzt durch eine kulturhistorische Exkursion zu westfälischen Wasserburgen.

### Vortragsanmeldungen zum Thema werden mit einer Zusammenfassung (ca. 30 Zeilen) an das Kongreßbüro erbeten.

Kongreßbüro: Dr. Klaus Meyer, Warrender StraÙe 54, 59302 Oelde, Tel.: 025 22/23 26, Fax: 025 22/63 672

Dr. G. Keil und Mitarbeitern findet sich auf den Seiten 107 bis 124 ein Verzeichnis seiner Publikationen von 1935 bis 1991 aus den Gebieten der Pharmazie und der Wissenschaftsgeschichte. Wie die Autoren anführen, hätte die Zusammenstellung die Tausend-Titel-Grenze weit überschritten, wenn auch redaktionelle Mitteilungen und Berichte sowie die zahlreichen Buchbesprechungen einbezogen worden wären.

A. Wankmüller

## Diplomarbeiten

An der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Fachbereich Pharmazie, wurden im März 1995 in der Abteilung Geschichte der Pharmazie/Sozialpharmazie folgende Diplomarbeiten erfolgreich abgeschlossen:

**Susanne Gampe:** „Transkription und Kommentar ausgewählter Briefwechsel Johann Bartholomäus Trommsdorffs (1770–1837) mit Apothekern“.

**Christiane Kutter:** „Transkription und Kommentar ausgewählter Briefwechsel Johann Bartholomäus Trommsdorffs (1770–1837) mit Ärzten, Naturforschern, Verlegern und Regierungsbeamten“.

**Ulrike Naumann:** „Leben und Wirken des Apothekers Conrad Stich (1864–1953) unter besonderer Berücksichtigung seiner Tätigkeit im „Städtischen Krankenhaus zu ‚St. Jakob‘ in Leipzig“. Die Arbeiten standen unter der Leitung von Prof. Dr. Ch. Friedrich.

## Geschichte der Pharmazie

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. und Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

„Geschichte der Pharmazie“, bis 1989 „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung. Verantwortlich für den Inhalt: Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Friedrichstr. 3, 69117 Heidelberg, unter Mitarbeit von Dr. Frank Leimkugel, Mülheim, und Prof. Dr. Armin

Wankmüller, Tübingen (für die IGGP-Mitteilungen).

Redaktionelle Bearbeitung: Bärbel Liebernickel, Stuttgart, Telefon 07 11/25 82-272.

Herausgeberbeirat: Dr. K. Bartels, Lohr; Dr. W. Dressendorfer, Bamberg; Prof. Dr. Ch. Friedrich, Greifswald; Dr. K. Meyer, Oelde; Prof. Dr. A. Wankmüller, Tübingen.

Bei Einzelbezug jährlich 12,00 DM (zzgl. Porto), Einzelheft 4,00 DM (zzgl. Porto) (einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer).

Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 1995 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart, Printed in F. R. Germany.  
ISSN 0939-334X